MARIENBOTE



April 1947

Die Neuausgabe des deutschsprachigen Gebetbuches

„Wir Beten"

von Heinrich Krawitz, O.M.J.

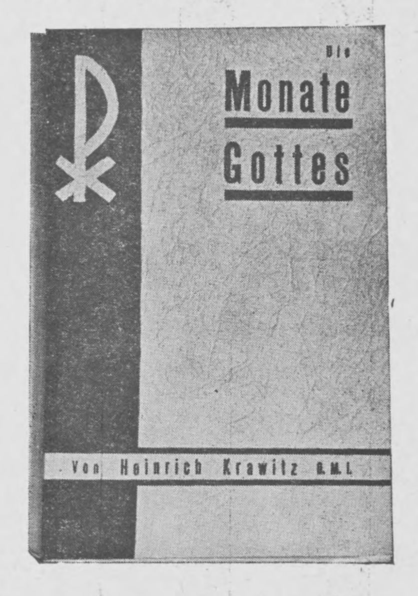
ist soeben erschienen.

Neuer **großer, deutscher** (nicht lateinischer) Druck. Neuer, sehr guter Einband. Mehr Andachten und Gebete als in der ersten Ausgabe. Größe: 3½ mal 5¼ Zoll.

Preis: — — $1.75

Luxusausgabe (Ledereinband und Goldrand) — 3.00

Schenken Sie Ihren Verwandten und Freunden das neue Andachtsbuch **„Wir beten"**.



Die Monate Gottes

von Heinrich Krawitz O.M.J.

Ein hundert Seiten starkes Büchlein. Ausgeschmückt mit Originalschnitten von Werner Merx O.M.J. Ein Werklein deutscher Kunst in Canada.

Preis: — — — 30c

Der ewige Rosenkranz

Die fünfzehn Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes mit Betrachtung und Gebet. Jedes Geheimnis auf Zettelchen mit Raum für Name und Monat — von wem und für welchen Monat gelost. Für die Mitglieder des Rosenkranzvereins.

Preis:

100 Serien der fünfzehn Geheimnisse	$ 2.00
500 Serien der fünfzehn Geheimnisse	8.50
1000 Serien der fünfzehn Geheimnisse	15.30

Senden Sie ihre Bestellungen an:

THE MARIAN PRESS

922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Preß", 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

No. 7 Regina, Sask., April 1947 15. Jahrgang

Dies und Das

Ostern 1947 Mit dieser Nummer tritt der Marienbote nun wieder seine Reise nach Deutschland an. Ist es Zufall oder ist es Vorsehung, daß die ersten Ostergrüße, die wir über den Ozean senden, getragen sind vom Geiste der Ostern? Wir hoffen, es ist Vorsehung. Und wir wissen, daß wir mit unserem Hinweis auf den Erlöser in keinem Widerspruch zu all' den scheinbar hoffnungslosen Trümmern stehen, in denen unsere neuen, uns unbekannten Leser Deutschlands bittervolle Tage durchhungern.

Jede Hoffnungslosigkeit hat ihre Grenzen dort, wo die Gnade des Auferstandenen beginnt!

Dieser Satz mag wohl manchem Ohre unwirklich klingen. Es ist aber doch wahr, was wir hier von der Kraft der Gnade Christi sagen. Alles Christentum fußt auf diesem unseren Glauben. Wo man nicht mehr von ihm überzeugt ist, da muß das Christliche zusammenbrechen und zu gleicher Zeit auch alles, was wir hier auf Erden je als Menschlichkeit bezeichnen konnten. Denn nicht die Völker drehen das Rad der Geschichte, und auch die Erlösung und Knechtung der Zerstörten hängt letzten Endes von viel tieferen Ursachen ab als nur von der Macht des politischen Bedrückers oder des politischen Erlösers.

Der Geist des Menschen leitet die Geschicke der Völker. Wo dieser Geist rein ist an Gesinnung und Adel, so rein wie das Göttliche, das aus den Augen des Gekreuzigten uns entgegenstrahlt, da wirkt er reine Geschichte. Wo er sich Kulturen baut, die sich umgrenzen mit Völkerstolz und Erdensinn, so daß sie nicht mehr hinaufreichen in die Welt der ewig unabänderlichen Wahrheit, da müssen jene Tage des Entsetzens und der Verwirrung über uns kommen, die wir gegenwärtig durchleben.

Das alte Heilandswort: „Ohne Mich könnt ihr nichts tun" hat sich furchtbar an uns bewahrheitet. Wir Katholiken wenigstens hätten wissen sollen, was mit diesem Gottesworte gemeint ist. Allem Anschein nach haben wir seinen Sinn jedoch nicht mehr gekannt. Das zwanzigste Jahrhundert hat jedenfalls noch nicht erlebt, daß wir wie Lichter sind ohne Zahl, von denen überzeugende Helle ausgeht und anziehende Glut. Die großen katholischen Geister der letzten Jahrzehnte, die Gott uns sandte, wie Er vor Jahrtausenden Seine Propheten von den Bergen herabsteigen lies, konnten nicht zu den Völkern reden, weil sie ihre Kraft an uns

verschwenden mußten. Uns suchten sie zu allererst zu überzeugen und zu bekehren, denn nicht von ihrer kleinen Zahl, von uns, der katholischen Menge, soll der Welt Licht und Wegweisung kommen.

„Die Seinigen aber nahmen Ihn nicht auf." Wir, die Seinigen, überlegten nicht, was wir tun und wurden somit auch nicht zu jenem „Geschlecht der Kinder Gottes", ohne das es einfach kein volles, weltbeeinflussendes Christentum geben kann. Es ist wahr, wir glaubten immer und wir glauben auch heute noch an das katholische Dogma. Unser Leben aber und unser Streben bauten wir — so überraschend das auch klingen mag — auf den protestantischen Glaubenssatz auf, daß Christus uns für den Himmel erlöst habe und der Mensch nicht fähig und somit auch nicht gebunden sei, hier auf Erden am Werke der Erlösung mitzuschaffen.

Diese Abweichung vom Katholischen war und ist heute noch unsere Hauptsünde. Auch wir haben gewollt, daß Kultur, Politik, Wirtschaftsleben und Gesellschaftsregeln von der Religion getrennt werden. Auch wir haben den Himmel nur als Gebiet der zukünftigen Seligkeit unserer Seele betrachtet und ihm jeden Einfluß auf unsere irdischen Pläne und irdischen Sorgen versagt. Wenn wir von der Kirche sprachen und von ihrem Wirken in der Welt, dann meinten wir den Papst, die Bischöfe und die Priester, nicht aber den unter uns lebenden Christus, die Sakramente und die Gnaden. Der Klerus solle „in der Sakristei bleiben", so planten wir es. Daß damit aber auch Christus mit Seiner weltgestalteten Kraft in der Sakristei verschlossen wurde, ging uns wohl nicht ganz ein.

Was verstehen wir denn eigentlich unter Christus und Christentum? Meinen wir, es sei christlich genug getan, wenn wir auf christliche Moral bestehen? Oder wenn wir der Welt die Enzykliken „Rerum Novarum" und „Quadragesimo Anno" vor Augen halten? Ist selbst die Sorge um die Rettung unserer eigenen Seele genug?

Könnten wir doch mit tausend Osterglocken hinausläuten in alle Welt die wahre Botschaft Christi! Er ist ja nicht gestorben und dem Grabe entstiegen, um uns **nur** für den Himmel zu erlösen. Sein Hauptwerk besteht doch in der „neuen Kreatur", im gnadenerneuten Menschen, den Er zu erschaffen kam und durch den eine neue Menschheit die Erde erfüllen solle. Eine neue Menschheit, deren Leben und Kultur ein Abglanz ist der Herrlichkeit, der Liebe und der Wahrheit des Dreieinigen.

Daß dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste Ehre werde durch die Teilnahme des Menschengeschlechtes am Leben und Lieben und Sinnen Gottes, wurde Christus Mensch. Das hat Jesus auch gemeint, als Er sagte: „Sorget euch nicht um Kleidung und Nahrung, sondern suchet zuerst das Reich Gottes, und alles andere wird euch zugegeben werden." Denn wo dem Ewigen jene Verherrlichung gegeben wird, die Christus uns umschrieben, da kommt der Friede ganz von selbst, und keiner brauchte so um seine ewige Seligkeit zu bangen, wie wir heute um sie fürchten.

Klingt das etwa zu religiös und zu unwirklich? Die Gnade können wir weder sehen noch antasten. Das ist vielleicht der Grund, warum so viele nur halb an die Wirkungskraft der Gnade glauben. Daß dagegen Gnadenlosigkeit eine furchtbare Wirklichkeit ist, kommt uns heute bitter zur Erkenntnis. Aus den Augen hungernder Kinder spricht sie zu uns, und hilflose Tränen sind ihr zweites Wort.

„Ohne Mich könnt ihr nichts tun." Er hatte Recht, der Auferstandene. Und wir waren im Unrechten, als wir Seine Gnaden und Sakramente großmütig den „Frommen" überließen.

Religion ist mehr als Moral, viel mehr auch als Gerechtigkeit und Reinheit der Gewissen. Religion ist Leben, und zwar ein Leben, das durch die Gnade wahr und wirklich Anteil nimmt am Leben Gottes. Fromm sein in der Kirche und irdisch in den Straßen der Welt, kann da nicht bestehen. Christlich in der Kirche und christlich in der Welt, gnadendurchhauchtes Beten und gnadengeleitetes Denken und Planen und Wirken ist das Leben der neuen Söhne Gottes, die da geboren wurden durch den Tod und die Auferstehung des Erlösers.

Religion ist Leben. Ohne Wachstum, Reifen und Frucht ist aber kein Leben seines Daseins wert.

Mit diesen Worten wollen wir nicht nur auf die Pflicht des Menschen hinweisen, an Gottesfurcht und Frömmigkeit stets zu wachsen: Wir meinen weit mehr.

Ohne den großen Mittler Jesus Christus gibt es keinen Gottesdienst. Seine Mittlerschaft vollzieht dieser Christus jedoch in sichtbarer Weise, durch die sichtbaren Opfer und Sakramente der von Ihm eingesetzten Kirche. Diese Kirche ist sein Leib. Sie ist der seit der Kreuzesstunde und heute und bis zum Ende der Zeiten in der Geschichte lebende, erlösend wirkende Gottmensch Jesus, der da ununterbrochen lehrt, als guter Hirt zum Ewigen

führt und das große Opfer des Neuen Bundes zwischen Gott und Menschheit darbringt.

Die göttliche Kirche ist aber nicht nur Christus allein. Sie ist Christus und wir, die wir an Ihn glauben und in Seiner Gnade leben. Christus und wir sind der in der Geschichte fortlebende, vermittlerende Heiland. Darum ist die christliche Religion keine Privatsache zwischen Gott und Einzelmensch, und ihr letztes und höchstes Ziel ist nicht die Rettung der eigenen Seele: Hauptziel ist, daß der Mensch, in Christus lebend, die Vergöttlichung der Menschennatur immer tiefer in sich hineinbaue und immer weiter in die Welt hineintrage, damit Gott der Dreieinige, der da der Anfang aller Wahrheit, aller Liebe und Herrlichkeit ist, auch der Inhalt aller Erdenwahrheit, aller Erdenliebe und allen Menschheitsfriedens werde.

Sind wir und Christus eins, sind wir und Christus der in der Geschichte lebende, lehrende, führende und opfernde Erlöser, dann müssen wir auch apostolisch sein, wie der geschichtliche Christus Apostel war. Darum haben wir auch in unseren heutigen Ostergedanken gesagt, daß wir sein sollten wie brennende Lichter ohne Zahl, an denen die Welt sieht, daß die Gnade noch viel gewaltiger rettend eingreifen kann in die Wirrnisse der Welt, als die Gnadenlosigkeit vernichtend uns aufwühlt.

„Ohne Mich könnt ihr nichts tun.“ Mit Ihm aber können wir alles.

Mit Absicht haben wir hier heute ein volles Bekenntnis unseres Osterglaubens gegeben. Er ist nicht nur für unsere neuen Leser in Deutschland gemeint: Wir haben jeden im Sinn, der an Christus glaubt. Möge Gott uns nun das rechte Verstehen geben, damit es endlich doch aufgebaut werde, das große Reich Gottes auf Erden.

Wir glauben daran, denn Christus, der es uns gebracht, ist dem Grabe entstiegen — Alleluja! An Ihm bricht jede Hoffnungslosigkeit zusammen — Alleluja! In Ihm allein ist Leben und Friede und Freude — Alleluja!

H. Krawitz omi

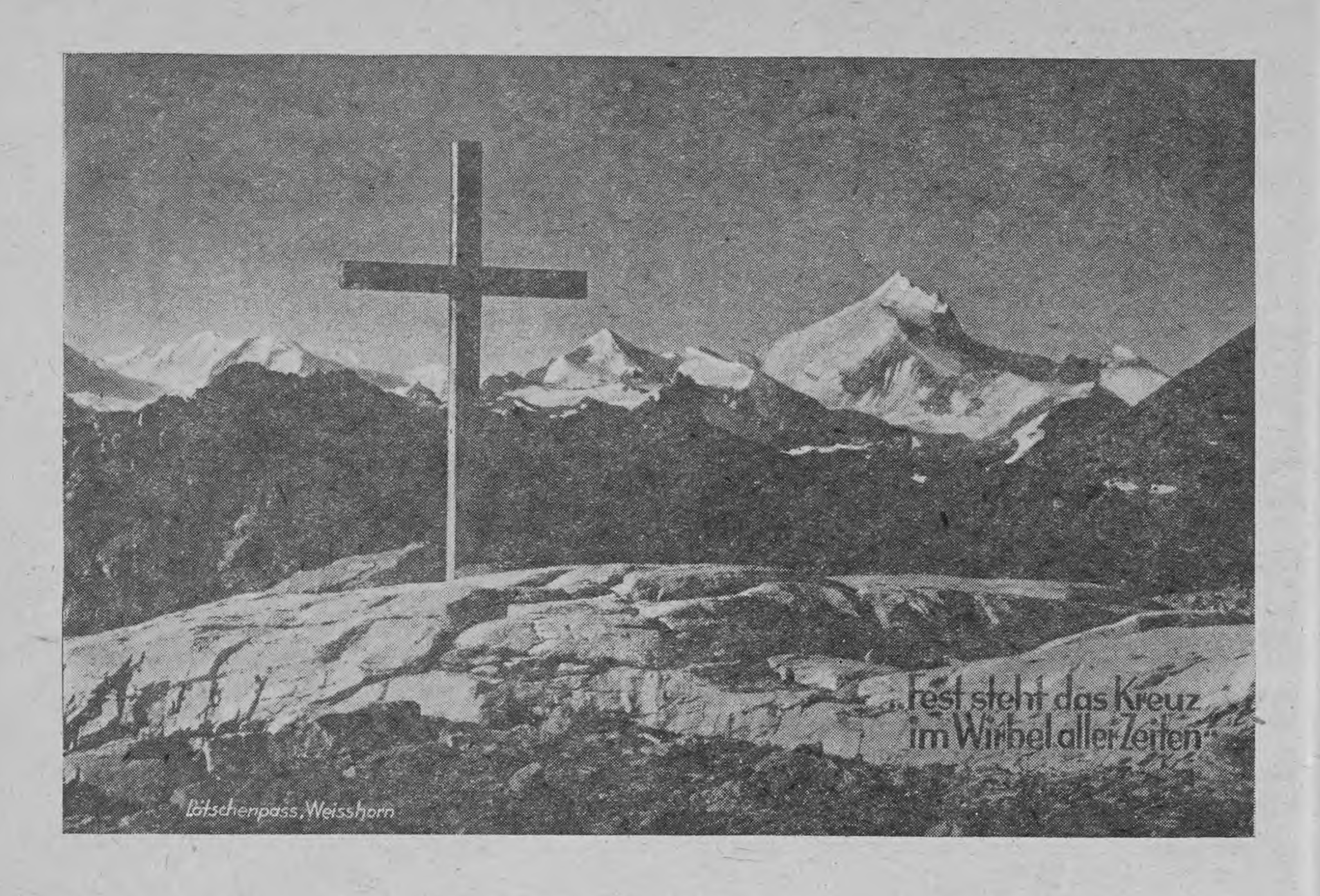
Brot!

„Brüder! Wer die Güter der Welt hat und seinen Bruder Not leiden sieht, aber sein Herz vor ihm verschließt, wie kann die Liebe Gottes in ihm bleiben? Nicht in Worten, nicht mit der Zunge laßt uns lieben, sondern in der Tat und in der Wahrheit.“

(1. Joh., 3, 17, 18)

Für Deutschlandshilfe erhielten wir folgende Gaben:

März-Marienbote	$2,411.79
John Novokowski, Leipzig, Sask.	10.00
John W. Boeller, Mankota, Sask.	5.00
Joseph Herbach, Mankota, Sask.	2.00
Appolonia Herbach, Mankota, Sask.	1.00
Mrs. D. Koob, Meacham, Sask.	10.00
Karl Leibel, Regina, Sask.	10.00
Altarverein der Frauen von Goodsoil, Goodsoil, Sask.	136.00
Ein Freund, Raymore, Sask.	5.00
Valentine Kambeitz, Sedley, Sask.	10.00
Konrad Schreiber, Provost, Alta.	2.00
Ein Freund, Fairview, Alta.	10.00
Lena und Adeline Gartner, Primate, Sask.	5.00
Ein Freund, Masefield, Sask.	8.00
Ein Freund, Cosine, Sask.	5.00
Joh. und Cath. Ries, Mendham, Sask.	10.00
Ignatz Hoffart, Tribune, Sask.	10.00
Simon Bosch, Bodo, Alta.	5.00
George Kloster, Compeer, Alta.	25.00
J. P. Schaechtel, Emberville, Sask.	10.00
Mrs. Valentin Gerein, Mutrie, Sask.	10.00
Wilhelm Stein, Regina, Sask.	10.00
Alphons Bautle, Goodsoil, Sask.	5.00
Franziska Uebel, Luseland, Sask.	3.00
C.M.B.A., St. Mariengemeinde, Regina, Sask.	31.00
Ein Freund, Denzil, Sask.	2.00
M. Feld, Sr., Quinton, Sask.	3.00
Ein Freund, Denzil, Sask.	2.00
	$2,756.79



Sein letztes Osterfest

Aus der französischen Revolution.

Eine jener Provinzen, die am unerschrockensten und zähesten zur Zeit der blutigen französischen Revolution an ihrem Glauben und religiösen Gebräuchen festhielten, war neben der Vendee das ans Meer grenzende Gebiet der Bretagne. Der Weltkrieg hat jene Gegenden weniger berührt und sie nicht die furchtbaren Greuel grauenhafter Verwüstung erleben lassen. So wäre es denkbar, daß immer noch jene Stelle bei der moosbewachsenen epheuumrankten Mühle von Lannion in heiliger Verehrung gehalten würde, die einst eine so ergreifende Opferfeier geschaut und wo noch zur Zeit des 1870er Krieges sich ein schönes mächtiges Kreuz erhob.

Wir müssen also zurück in die Revolutionszeit vor langen Jahren. War das eine Schreckenzeit, die mit Massakre und Guillotine den Krieg gegen Besitz und Religion führte. Die Gotteshäuser waren meist entweiht und verwüstet, die der Kirche treu gebliebenen Priester als Hochverräter erklärt und zur allgemeinen Hinrichtung ausgeschrieben. Auf ihren Kopf setzte man hohe Belohnung und so flüchteten sich viele, wie ein armes Wild von einem Schlupfwinkel zum andern gejagt, schließlich übers Meer nach England, das die Geächteten gastfreundlich aufnahm. Nicht an sich dachte jedoch der greise Pfarrer Karis, der rechtmäßige aber aus seinem Besitztum verjagte Seelsorger v. Lannion. Anfangs hatte er die Revolution begrüßt, weil er daraus für die Kirche Gottes mehr Freiheit, für das gedrückte Volk Gerechtigkeit und Gleichheit erhofft hatte. Aber wie bald sah er sich darin bitter enttäuscht! Den Gewalthabern von Paris, den Blutmenschen und ihren Gesetzen sollte er den Treueid leisten. Das war unvereinbar mit seinem Gewissen und lieber ließ er alles in Stich, Wohnung und Einrichtung und den so schön bestellten Obstgarten und flüchtete mit seinem Brevier und den nötigsten Geräten zur hl. Messe in ein Versteck mitten unter seiner gläubigen Herde.

Bald erschienen Offiziere mit Soldaten als Abgesandte der Regierung in seiner Pfarrei, um den widerspenstigen Seelsorger lebend oder tot einzuliefern. Aber eher hätten sie während einiger Wochen neue Sterne am Himmel entdecken können als eine Spur vom Pfarrer Karis. Auch zeigte sich die Bevölkerung derart mißtrauisch, ja feindselig gegen die Soldaten-Revolutionäre, daß diese es vorzogen, einstweilen wutschnaubend und racheschwörend von dannen zu ziehen.

So blieb denn jetzt der alte Pfarrer unbehelligt. Trotz seiner 70 Jahre war er immer noch voll Tatkraft und Lebhaftigkeit. Bei Tag und bei Nacht durchwanderte er seine weitzerstreute Gemeinde und achtete weder Wind und Regen, noch Hitze und Kälte. Wiewohl nirgends daheim, schien er überall gegenwärtig. Hier taufte er, dort hörte er Beichte, anderswo gab er die letzte Ölung; überall wagte er sich hin, eilte die Wege entlang, schritt über die Felder hin und seine langen Beine schienen nicht müde zu werden. Wenn man ihn bat, er sollte sich mehr Ruhe gönnen, um seiner Herde in dieser gefahrvollen Zeit länger erhalten zu bleiben, dann gab er heiteren Sinnes zur Antwort: Allzu lange kann es ja doch nicht mehr dauern und dann hab ich Zeit genug zum Ausruhen. Findig und schlau wie ein Fuchs kam er vorsichtshalber in allen möglichen Verkleidungen, daß ihn beim ersten Anblick selbst oft die eigenen Leute nicht mehr erkannten. Bald war er Maurer oder Zimmermann, bald Müller oder Metzger, auch als Bücherhausierer zog er herum, wobei er Hostien zwischen den Blättern irgend eines revolutionären Liederbuches verborgen mit sich trug.

Karsamstag Abend war es und in der abgelegenen Mühle zu Lannion wartete man schon seit ein paar Stunden auf den lieben Gast, der gemäß Vereinbarung in der heutigen Nacht früh 2 Uhr ganz geheim im Stadel draußen für seine Pfarrgemeinde die hl. Ostermesse feiern sollte. Die Mühle am nahen Waldessaum mit den dichten Hecken und Büschen dem Bach entlang galt als sicherstes Versteck. Sie lag auch sehr günstig so ziemlich in Mitte der Pfarrei, so daß dort die Leute von allen Seiten am leichtesten zusammenkommen und auch wieder unbemerkt verschwinden konnten. Zudem waren die alten Müllersleute ehrenwert verlässig. Auf ihre Treue konnte der gute Pfarrer sich unbedingt verlassen. Also hier sollten in der hl. Osternacht wie schon oft und oft — die hl. Geheimnisse gefeiert werden. Offen redete niemand davon, im Geheimen aber wußten es alle.

Schon waren die Müllersleute über das lange Ausbleiben des Geistlichen beunruhigt. Er mußte doch auch noch mehrere Stunden der Ruhe pflegen, denn die heutige Nacht mußte andauernd streng werden mit Anhören von Beichten, Spendung mehrerer Taufen und letztem Unterricht für Erstbeichtende und Erstkommunikanten. Lange schon schaute der Müller durchs Fenster die Wege auf und ab. Endlich kommt jemand, ein Bettler ist's, der auf knotigem Stock gestützt ermüdet über die Bergesanhöhe herabhumpelt. Obs nicht doch der Herr Pfarrer ist, meint der Müller. Und richtig, je näher er kommt, desto sicherer erkennt er ihn trotz seiner Verkleidung. Ein alter Filzhut, dessen breiten Rand einen tiefen Schatten über sein hageres sonnenverbranntes Gesicht wirft, bedeckt den scharfgeschnittenen Kopf, den außerdem ein stachelicher Bart entstellt. Seine bloßen Füße stecken in Holzschuhen, die mit Stroh ausgestopft sind. Ein Strick um die Lenden hält die weite, bunt geflickte Tuchhose fest und auf dem Rücken trägt er einen Bettelsack.

Gerne wären die guten Müllersleute dem erbarmungswürdig aussehenden edlen Seelenhirten entgegengegangen. Aber nein, es darf nicht sein, es muß alles Aufsehen vermieden werden. Kaum ins Haus getreten, zog der Pfarrer schon den Müller zu geheimer, wichtiger Unterredung mit sich in die dunkle Nebenkammer, nachdem er rasch ein von der Frau angebotenes Schälchen Suppe ausgetrunken.

„Freund," sagte er in halbem Flüstertone, „die Zeit ist jetzt ungeheuer kritisch; die Entscheidung naht; meine Person ist eine schwere Gefahr für dich und die Deinen, für deinen Hof, ja für das Leben der ganzen Gemeinde geworden. Das darf nicht sein und darum steht mein Plan fest.

„Um Gotteswillen, Herr Pfarrer, Sie werden uns doch nicht verlassen; so schlimm kann es doch unmöglich stehen!" jammerte der Müller.

„Hör mich an, mein Lieber! Ich, der ich ständig auf der Lauer stecke, bin genau informiert. Die Regierung sucht der kirchlich treuen Priester um jeden Preis habhaft zu werden. In manchen Gemeinden wurden die Leute schon dutzendweise erschossen und ihre Höfe niedergebrannt, wenn sie den Aufenthalt ihrer Priester nicht eingestanden. Im Dorfe drunten ist heute mittags eine Kompanie Soldaten angekommen, um die ganze Gegend nach mir abzusuchen. Es sind rohe Gesellen ohne Gewissen und ohne Funken von Religion. Sie bren-

---

Kyrie eleison!

Ich halte es
Mit denen, die jene nicht fürchten, so den Leib töten, sondern Den, der Leib und Seele verdammen kann (Luk. 12)

Mit denen, so ihr Leben verlieren, damit sie es behalten (Luk. 4,32)

Mit den wenigen, die aus allen Berufen auserwählt sind (Matth. 22, 14)

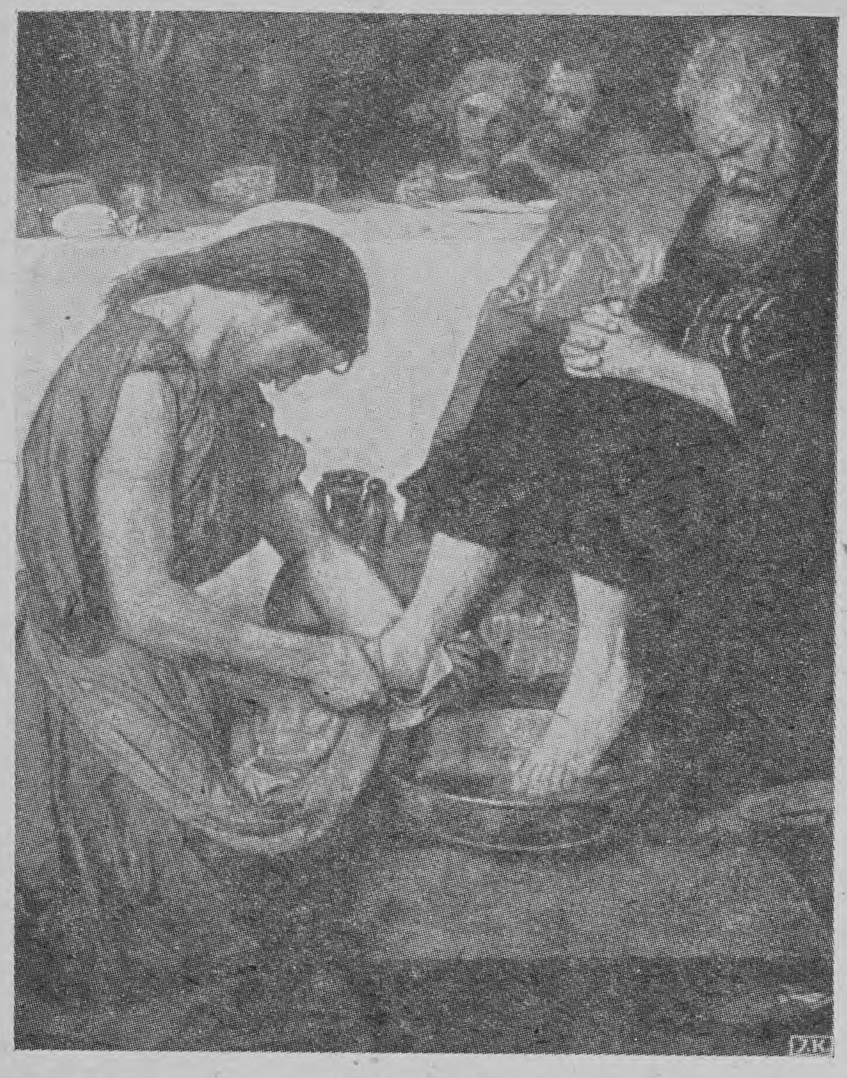
Mit allen wahren Christen, die es mit Gott und Seinen Dienern halten und zur Zeit der Versuchung nicht abfallen (Luk. 8)

Die mit dem Apostel für Christus zu sterben für einen Gewinn halten (Phil. 1, 2)

Die, wie der Apostel, weder Hunger, weder Durst, weder Kälte, weder Blöße, weder Gefahr noch Schmerz von der Liebe Jesu trennen (Röm. 8, 35)

Mit den Christen, die Vater oder Mutter, Bruder oder Schwester, Kinder oder Acker weniger als Jesus lieben und darum Seiner würdig sind (Matth. 10, 37)

Niklaus Wolf von Rippertschwand, † 1832.



F. M. Brown Die Fußwaschung.

nen und sengen und morden und kennen keine Gnaden. Den Nachbarspfarrer von Hericaut haben sie bei lebendigem Leibe verbrannt."

„Entsetzlich, entsetzlich!" schrie der Müller auf.

„Um Näheres auszuforschen", fuhr der Greis weiter, „trat ich kühn als Bettler an den Sergeanten heran und bettelte ihn um ein Almosen an."

„Wie Sie sich nur trauen!" meinte der Müller.

„Ach, wenn das Leben ständig auf dem Spiele steht, wagt man alles und ist auf alles gefaßt", erwiderte ruhig der Greis. „Aber, daß ich weiter erzähle, statt aller Antwort packte mich der Sergeant am Kragen und schrie mich an: Keinen Heller geb ich dir, du Lumpenpack, aber einen Tausender sollst du haben, wenn du uns sagst, wo der erbärmliche Pfarrer Karis steckt."

„Ah, sag' ich drauf, 1000 Franks möchte ich mir schon verdienen. Morgen ist Ostern, da wärs grad recht. Wer weiß, ob ichs nicht rauskrieg, wo er steckt. Wir Bettelleute haben ja feine Nasen. Wo kann ich Sie treffen, Herr, wenn ich etwa bis morgen früh eine Meldung machen könnte?"

„Zunächst geht es auf die verdächtige Mühle drunten los", gab der Sergeant zur Antwort. „Dort kannst dir den Tausender holen. Bis gegen Abend hoffen wir dort zu sein."

„Gut, antwortete ich, dann gehe ich dorthin voraus; der Weg ist mir nicht fremd, ich habe die ganze Gegend hier schon oftmals abgefochten."

„Um Gotteswillen!" rief bestürzt der Müller, „heute noch kommt die Räuberbande? Und gerade heute in der hl. Osternacht, wo alles hier zum Gottesdienst zusammenkommen soll? Das könnte ein entsetzliches Unglück geben." Und er sprang auf, um sogleich durch seine Dienstbuben die Leute warnen zu lassen.

Aber der Pfarrer hielt ihn zurück. „Sei unbesorgt, mein Lieber! Es soll weder Dir noch den Gläubigen etwas zu Leide geschehen. Es bleibt bei der angesagten Osterfeier. Mein Entschluß steht fest, der Plan ist wohl überlegt. Verlaß Dich vollständig auf mich; ich werde die Kompagnie wieder schleunig aus dem Hause zu bringen wissen. Schärfe darum den Deinigen ein, sie sollen sich durch die kurze Einquartierung nicht beunruhigen lassen. Jetzt aber laß mich allein in Ruhe. Sobald die Kompagnie eintrifft und die Mannschaften ihr Nachtmahl haben, muß ich meine Rolle weiter spielen."

Geängstigt und betrübt trotz aller Beruhigung durch den Priester verließ der Landmann seine Kammer. Schnell schob der in Lumpen gehüllte Pfarrer den Riegel zu und warf sich dann auf die Knie zu inbrünstig heißem Gebete nieder. „Jetzt, Herr," flehte er, „verlaß mich nicht in dieser schweren Stunde! So oftmals in meinem langen Priesterleben habe ich Dich als Opfer auf dem Altare des Allerhöchsten dargebracht. Nimm nun, wie Du es mir in den Sinn gegeben, mein eigenes Opfer wohlgefällig auf! Mit Dir will ich den Kelch der Trübsale trinken bis ans Ende. Und ein altes hölzernes Kreuzchen an der Wand innig an die Lippen drückend, bat er: „Laß mich durch Dein hl. Kreuz auch mit Dir zu hl. Auferstehung gelangen! Laß mich Dir, o Herr immer ähnlicher werden. Wer Dein Kreuz nicht auf sich nimmt und Dir nicht nachfolgt, ist ja Deiner nicht wert . . . "

Draußen näherte sich dem Hofe wildes Getrampel und Lärmen. „Haha, sie kommen!" dachte der Priester. Wundersam getröstet, erhob er sich und schritt zur Bauernstube, wo das Gesinde eben beim Abendessen saß.

Mit listigen Blicken gab er ihnen schnell ein paar Weisungen, sich ja durch die Soldaten nicht beirren zu lassen und ihn selbst nicht anders als den bekannten alten Streuner und Bettler Jean (zu deutsch Hans) zu behandeln und zu titulieren.

Mit polternder und rauher Rede fuhr der Sergeant den ihm unter der Haustüre entgegentretenden Müller an: „Ha, seid ihr der Wicht, bei dem dem Gesetze zum Trotz so häufig der Pfaffe Karis Unterschlupf findet. Aber wir werden euch gründlich Mores lehren . . . “

Er konnte nicht ausreden, denn da tauchte schon im dunklen Hausgange der alte Bettler auf. „Ah, da ist er ja wieder, der alte Loder, bist uns also wirklich zuvorgekommen?“ meinte der Sergeant.

„Jawohl“, erwiderte der Priester, „die Mühle ist weit und breit als guter Unterstand bekannt, so oft ich hier vorüberkomme, krieg ich mein Lager draußen auf Heu und Stroh im Stadel.“ Er hatte dies mit lauter Stimme gesprochen, dann aber dem Sergeant leise ins Ohr geflüstert: „Ich habe schon etwas entdeckt. Sagen Sie später dem Müller, Sie möchten einmal sehen, wo ich untergebracht bin!“ Und nachdem er allen gute Nacht gewunschen, verließ Pfarrer Karis, vielmehr der Bettler Jean, die Stube, um sein Lager aufzusuchen. Draußen im Stadel raffte er ein paar Bündel Stroh zusammen, steckte seinen Bettelsack wie ein Kissen unter den Kopf und legte sich, den Rosenkranz betend und zugleich wartend, nieder.

Es dauerte nicht allzulange, da leuchtete im Stadel wirklich das Licht einer Laterne in der Finsternis auf. „Bettler, Jean!“ rief leise eine Stimme.

„Hier bin ich!“

„Nun was gibt's!“

„Komm mit mir ins Freie, hier könnte uns jemand belauschen.“

Draußen unterm Versteck einer dichten Bach-Erle beim Funkeln der nächtlichen Sterne ging das Flüstergespräch weiter.

„Bürger, Sie haben mir 1000 Franks versprochen!“

„Gewiß, wenn du den Priester Karis uns in die Hände spielst.“

„Der geht Euch sicher hier in die Falle; ich bin meiner Sache sicher! Aber Sie müssen sofort mit Ihrer Kompagnie die Mühle räumen. Sobald Karis durch Spione erfährt, daß die Mühle militärisch besetzt ist, wird er ihr bombensicher ferne bleiben.“

„Sehr richtig, Jean! Ich sehe schon, auch Bettler sind nicht immer aufs Hirn gefallen. Aber wo soll ich mich denn mit der Kompagnie postieren, daß uns der lose Vogel nicht entgeht?“

„Holen Sie nur zuerst Ihre Mannschaft hierher und erklären Sie dem Müller, Sie wollten sich ein besseres, günstigeres Quartier suchen. Ich will Euch dann den Führer abgeben.“

Nach einer Weile kam der Sergeant zurück. Die vom Weine angetrunkenen Mannschaften fluchten nicht wenig, daß sie noch in der Nacht aufgesprengt wurden. Gleichwohl lockte sie aber auch das Abenteuer. Der vermeintliche Bettler ging ihnen hurtig voran. Zuerst dem Mühlbach entlang über Stock und Stein, dann in Felsentrümmern aufwärts eine Bergeshöhe empor.

„Kerl“, fluchte wütend der ermüdete Sergeant, „wenn du uns zum Narren hältst, schlagen wir dir die Knochen entzwei!“

„Meinetwegen, ich fürchte nichts“, erwiderte voller Zuversicht der Bettler „Ich bin meiner Sache sicher; ich weiß, was ich weiß!“

Endlich waren sie brummend und fluchend oben auf der Bergeshöhe bei den Ruinen eines alten verfallenen Schlosses angelangt. Einen herabwallenden Efeuvorhang zur Seite schiebend, erklärte der Priester: „Hier in diesem Felsengemäuer ist des Karis Versteck, ich weiß es aus bestimmtester Quelle. Jetzt in der Nacht auf Ostern wird der Pfarrer Seelsorgsdienste tun, in den Morgenstunden aber wird er sicher hierher zurückkehren. Haltet euch hier gut versteckt, damit er herannahend von eurer Anwesenheit nichts ahnt und nicht wieder entflieht. Auch die hierher führenden Gangsteige habt scharf im Auge! Ich aber muß zurück zur Mühle, damit niemand meine Abwesenheit bemerkt und mir auf die Spur kommt, daß ich der Verräter des Pfarrers bin. Hah, ich möchte es keinem raten, wie eine Maus würden ihn die Leute ersäufen. Also gute Nacht, Bürger! Morgen früh hole ich mir die versprochenen 1000 Franks.“

Eine Stunde später stand der Bettler schon als Priester angekleidet drunten in der Mühle. Die Luft war rein; er war sicher, daß kein Feind in der hl. Osternacht die Feier der hl. Geheimnisse stören würde. Draußen aber gellte es, es war das verabredete Zeichen, ein langes, grelles „Hu“ wie der Schrei einer Eule durch die tiefe Stille der Nacht, und aus den dunklen Schatten des Waldes und der Bachbüsche traten die Gestalten von Männern und Frauen, Knaben und Mädchen hervor und nach und nach ward der Scheunenraum ganz voll.

Welch tiefe Ergriffenheit lag über allen Gesichtern! Die Katakomben-Szenen der ersten christlichen blutigen Jahrhunderte waren hier erneuert. Wie hatten die guten Leute von

Das Kreuz

Die Sage geht, daß nächtlich im Gewitter
das Kreuz, an dem einst der Erlöser hing,
bei Sturm und Himmelslohen Feuer fing,
so daß zu Asche ward der letzte Splitter.
Doch auch die Asche war nicht mehr zu finden;
es kamen Ost und West und Süd und Nord
und trugen noch das letzte Stäubchen fort,
also daß sie zerstob nach allen Winden.
So ist nun in den Nähen, in den Fernen
auf dieser Erde nirgends eine Stätte,
wo nicht Karfreitag seine Heimat hätte
und nicht das Kreuz aufragt bis zu den Sternen.

—Emil Hügli

Lannion einst so fröhlich in sonnigem Osterglanze ihr Osterfest gefeiert! Jetzt mußte es in nächtlichem Dunkel in bethlehemitischer Armut beim Schimmer einiger Kerzen geschehen. Und doch waren sie glücklich, sie hatten ja noch einen guten Hirten unter sich, der sie aufrichtete und tröstete, ihnen das Brot des ewigen Lebens brach.

Jetzt waren sie gleichsam begraben mit Christus. Aber „Christus resurrexit et nos resurgemus", Christus ist auferstanden, auch wir werden auferstehen", rief ihnen voll tröstlicher Zuversicht der Priester zu.

Tränen heiliger Rührung flossen aus vielen Augen, als das gute Pfarrvölklein so auf den Knien liegend um den einfachen Bauerntisch kniete, auf dem nun die hl. Messe gefeiert wurde und dem hernach alt und jung sich näherte, um den Leib des Herrn, des Auferstandenen zu empfangen.

Nach der Danksagung galt es, wieder in alle Windrichtungen zu verschwinden. Doch Pfarrer Karis konnte sie nicht entlassen, ohne den Seinen die obwaltende schlimme Lage auseinanderzusetzen, wie er es am Abend schon dem Müller getan hatte. Er gab ihnen Weisungen über ihr Verhalten, wenn er den Feinden etwa zum Opfer falle. Jetzt müßten sie zeigen, ob Christi Lehre und Glaube fest in den Familien gewurzelt sei. Lautes Schluchzen unterbrach seine Worte. Er selbst war tief ergriffen. Schließlich segnete er sie noch einmal — vielleicht zum letzten Male — heute, wie er sagte, an seinem ärmsten und doch glücklichsten Osterfeste seines Lebens im Namen des Vaters, des Sohnes und des Hl. Geistes. Mit Gewalt mußte er sich nun von ihnen losreißen, er, der gute Vater und Hirte der Seinen.

Eine Stunde später treffen wir Herrn Karis und den Müller auf den gleichen mühsamen Pfaden, die er gestern in der Dunkelheit mit den Soldaten geschlichen. „Es hat mir jemand 1000 Franks versprochen," spricht in so seltsam wehmütig klingendem Tone der Priester, „und die sollst du bekommen mein Lieber, als kleine Entschädigung für die viele Mühe, die du mit den Deinen fort und fort mit mir gehabt." Der Müller wollte abwehren. Aber der Priester beharrte darauf, er solle es in Gehorsam annehmen, er könne es vielleicht noch notwendig brauchen in dieser bitter schweren Zeit.

Im Osten rötete sich bereits das Firmament und das schöne purpurne Morgenrot kündigte den mühsam emporkletternden einsamen Wanderern den Aufgang der Sonne an. „Siehe",



sprach der Priester, „siehe das Sinnbild Christi! Wie die Sonne Dunkelheit und Nacht verscheucht und überwindet, so hat auch Christus die Finsternis der Sünde und des Todes überwunden und wird wie sich, so auch uns aus dem Moder des Grabes herrlichem ewigstrahlendem Lichte entgegen führen."

Eben hatten beide die Höhe erreicht, da standen sie zu des Müllers Überraschung plötzlich vor den Soldaten.

„Gauner, elender Bettler, bist du da?" rief der Sergeant den verkleideten Herrn Karis an und hielt ihm seine Pistole entgegen. „Du hast uns betrogen; nichts, gar nichts hat sich gezeigt."

„Nicht doch, Bürger," erwiderte lächelnd der Angeredete. „Ich habe bessere Augen wie Ihr. Schon naht sich Euch der Gesuchte; doch zuvor schnell den versprochenen Tausender her und ich will euch sofort den Pfarrer in die Hände liefern."

Nur unwillig zog der Sergeant das schmutzige Blatt Papier heraus und reichte es ihm. „Mit deinem Kopfe," sprach er, „stehst du mir dafür ein."

Der Priester übergab das Geld dem wie betäubt dastehenden Müller und sagte ihm noch in bretonischer Sprache: „Der Augenblick ist gekommen; es muß geschieden sein, es ist so am besten für die ganze Gemeinde. Nimm den Betrag als letztes Zeichen meiner Dankbarkeit. Gedenket meiner im Gebete und setzet, wenn es sein kann, ein einfaches Kreuz an dem Orte, wo ich falle."

Zum Sergeanten aber sprach der Priester in voller Ergebung mit ruhiger Stimme: „Ich bin es, den ihr suchet, Pfarrer Karis!"

Was weiter geschah, blieb dem Müller unbekannt, denn entsetzt über den Vorfall floh er hinab über den Berg, um den Seinen die schreckliche Kunde zu bringen.

Wie anfangs gesagt, stand noch in der 70er Jahren am Bachufer, wo der Weg zum Dorfe führt, ein großes massives Kreuz, vor dem das Landvolk ehrfürchtig den Hut lüftend, niederkniet. Es trägt weder einen Christus noch eine Erinnerungstafel. Alte Leute aber wollen wissen, was es für eine Bewandtnis damit habe: es heißt das Karis-Kreuz, denn hier sei Pfarrer Karis von den Soldaten gekreuzigt worden. Gleichsam zur Ehre des Martyrers sind alljährlich zur Osterzeit die Bachufer mit blutroten Primeln ganz übersät. Gott ehret die Seinen.

OSTERWASSER

Irgendwo im Frühlingswalde rinnt eine Quelle. Das klare, helle Wasser sprudelt froh aus der Erde und sammelt sich in einer kleinen Vertiefung. Daraus fließt es weiter, über Wurzeln und Steine, durch Wald und Wiesen der Welt zu.

Da, wo das Wasser aus der Erde rinnt, steigen junge Fichten den Berg hinab. Ein feiner Hauch fließt über ihre Gipfel, als sei's der Opferkerzen Atem.

Über die Berge schimmert der Morgen. Rotgoldene Tore öffnen sich am Himmel. Da funkelt das Wasser wie fließendes Gold, da rinnen selige Funken um die Fichten, die von dem Berge steigen, um den strahlenden Quell zu sehen. Ostermorgen ist's.

Es sagt eine alte Legende, daß um diese Zeit, da der junge Morgen durch die Einsamkeit der Berge schimmert, daß dann der Herr Jesus Christus, der Auferstandene, durch den Wald schreitet und das rinnende Wasser segnet. So sagt die alte Legende. Und wer am erwachenden Ostertag durch den Wald zu der einsamen Quelle wandert, der wird sehen, wie tausend Lichtstrahlen in wunderbarer Schönheit durch die frühlingsgrünen Buchen rieseln, wie jedes Blatt am Baume in seliger Freude im Winde flattert, wie der goldene Himmel über den blauen Bergen leuchtet und das Wasser in seiner schimmernden Schönheit leise, leise klingt. Der jungen Fichten Kerzen aber brennen in der heiligen Frühe. Für wen?

Keiner sah ihn durch den Wald wandeln; ihn, von dem die alte Legende berichtet. Aber in der andachtsvollen Einsamkeit stimmt der Wind ein Jubellied an. Da neigen sich die Gipfel, und die weißen Anemonen entfalten die Schleier und schauen mit staunenden Kinderaugen in den goldenen Morgen. Der Schlehdorn steht glückselig im weißen Blütenkleide, der wilde Kirschbaum am Abhang streut duftende Blumen auf die Erde. Die blauen Veilchen aber und die goldenen Himmelsschlüssel zieren die Waldwiese, daß sie wie ein herrlicher Teppich liegt und in Demut wartet, daß einer über sie schreite.

Keiner sah ihn. Aber die Seele ahnt seine Nähe, kann wohl denken, daß er gerade da vorüberschreitet, wo der Vögel hellstes Lied erklingt. Vielleicht, daß er da im Gewand seiner Glorie wandelt, mit den fünf strahlenden, sieggläanzenden Wundmalen. Und vor ihm neigt sich der Wald, ihm duften die tausend Blüten, ihm brennen der Fichten helle Kerzen. Das goldene Wasser aber rinnt und funkelt und singt. Das Wasser, das Jesu Hände in der klaren Frühe des Ostermorgens segnen.

Über den Bergen flammt die Sonne empor und grüßt die schimmernden Wellen. Die aber eilen durch Schluchten und Wiesengründe, durch Abenddämmerung und strahlendes Licht immer weiter.

Es mag wohl sein, daß in der leuchtenden Frühe des Ostermorgens ein Mensch die Enge der Gassen verläßt. Auf seiner Seele lastet das Leid, und er meint, es draußen in Wald und Einsamkeit leichter zu tragen. Und er wandert in der Stille des Morgens durch die frühlingsfrische Schönheit des Waldes und der blühenden Wiesen. Aber all das sagt ihm nichts. Seine Augen sind verschleiert durch den Schmerz, und seine Seele ist blind für die Tröster, die Gott an seinen Weg gestellt hat. Nur sein Leid lebt.

Am rinnenden Bergbach bleibt er stehen und schaut in das strahlende Wasser, das alles Licht mitzubringen scheint. Es ist so rein, so klar und leuchtend; und er kann es sich nicht versagen, seine Hände hineinzutauchen. Schimmernd fließt's darüber. Osterwasser! Da denkt er an die alte Legende, die sie daheim erzählen; denkt daran, daß der Herr am Ostermorgen dieses Wasser gesegnet hat. Er fragt nicht, er zweifelt nicht. Die Schönheit des rinnenden Wassers nimmt sein Herz gefangen. Ihm ist's, als wasche es trübe Nebel von seiner Seele. Und er sieht. O, dieses Blühen und Grünen, dieser frische, lebendige Frühling. Er hat lange nicht mehr geglaubt, daß die Welt noch so schön sein könnte. Und wie er an dem leuchtenden Wasser entlang wandert, gehen seine Gedanken, die so seltsam froh geworden sind, wieder zu der alten Legende und gehen weiter zu der großen, frohen Wahrheit des Ostertags. Gehen zu dem, der in Glanz und Herrlichkeit auferstanden, zu ihm, der so unsagbar gelitten

Ihm aber ist das Wunder geschehen. Er schaut die Schönheit des Frühlings mit seiner Seele und weiß, daß jede Blume und Blüte, daß der goldene Morgen und die alte Legende Tröster sind, die Gott in seiner wunderbaren Güte den leidbeladenen Menschenkindern schickt. Ja, er weiß auch, daß die Kraft, die in des Osterwassers schimmernder Schönheit die Blindheit von seiner Seele nahm, Gottesliebe war, die das arme Herz trösten will und es daran erinnert, daß auf alle Leiden ein strahlender Ostertag folgt.

M. Thomé.

—Zelluloid wird aus Schießbaumwolle und Kampfer hergestellt.

—Auf der Erde leben ungefähr 28,000 verschiedene Vogelarten.

—Die erste Feldpost wurde im Türkenkriege (1683) bei dem sächsischen Heere eingerichtet.

—Das Wort Nikotin ist nach dem französischen Diplomaten Jean Nicot genannt, der um das Jahr 1560 die Tabakpflanze von Portugal nach Frankreich brachte.

—Während des Weltkrieges wurden auf deutscher Seite über 120,000 Brieftauben zur Nachrichtenübermittlung verwendet.

—Die Insel Grönland ist die größte Insel der Erde, sie ist neunmal so groß wie Großbritannien.

—Ein Frauenhaar kann ein Gewicht von ungefähr 170 Gramm tragen, ohne zu zerreißen.

—Fischbein ist das Horn aus den Barten der Wale.

Das Fegfeuer nach Professor Bartmann

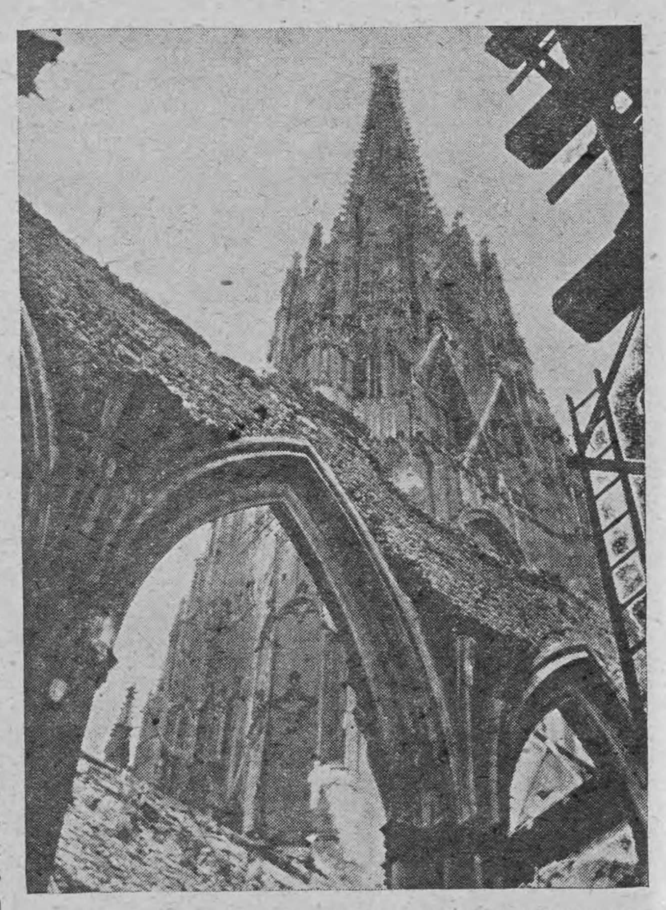
P. Jos. Schneider, O.M.J.

Von Prof. Bartmann schrieb die Sanctificatio Nostra im Sept. 1938: „Er beschäftigte sich in seinen letzten Lebensjahren immer mehr mit den Fragen der christlichen Mystik. Die jenseitige Welt, das Leben in der Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott trat immer stärker in den Mittelpunkt all seiner Interessen."

Dieser fromme Mann hat uns ein schönes Buch über das Fegfeuer hinterlassen. Peinlich genau ist es und doch so lieblich. Es scheint alle übertriebene Angst vor den Sühneleiden im Jenseits auszujagen. Hat man es durchgearbeitet und legt man es beiseite, dann denkt man: „Sie muß ein schönes Erlebnis sein, die Genugtuungstat im Reinigungsort! Es ist etwas, was man nicht missen sollte, selbst wenn man alles bis auf den letzten Heller bezahlen muß."

Ist das nun nicht zu viel gesagt? Grenzt es nicht an Häresie? Darauf antworten wir zunächst, daß das Buch das Imprimatur (Druckerlaubnis) der kirchlichen Obrigkeit trägt. Ferner betonen wir, daß der Verfasser ein durchaus gediegener und hochangesehener Gelehrter war, der seine Darlegungen auf streng wissenschaftlichen Untersuchungen aufbaut. In seiner Lehrentwicklung geht er höchst vorsichtig und überzeugend voran. Von vorneherein schiebt er entschlossen alle Privatoffenbarungen über seinen Gegenstand beiseite; sind sie ja vielfach nichts als ein Gemisch von himmlischen Erleuchtungen, menschlichen Erfahrungen und Sehnsüchten und dämonischen Einflüsterungen. Wer die Theologie der Mystik studiert, weiß daß es so ist. Damit erklärt er zugleich nur die göttliche Offenbarung und kirchliche Überlieferung als einzig zuständige Quellen unsres Wissens über das Fegfeuer. Übrigens wehrt er sich entschieden gegen das Wort ‚Fegfeuer', weil es eine fehlerhafte und irreführende Übersetzung des lateinischen ‚purgatorium' (Reinigungsort) ist. Denn es gibt dort gar kein Feuer und auch keine Fegerei wie mit einer Drahtbürste. Er verwirft auch die tolle Phantasterei, die den Aufenthaltsort der armen Seelen zu einem Anhängsel der Hölle macht. Er ist keine Folterkammer, in die das Feuer des Höllenpfuhls hinüber schlägt und in die das Klagengeheul der Verdammten hinüber tönt; als läge der einzige Unterschied zwischen Hölle und Fegfeuer in der Länge und Dauer der Strafe.

Wie hat man sich nun die Wirklichkeit des Sühnesortes vorzustellen? Sagen wir es schnell und mit Freuden: des Fegfeuer ist der Vor- und Warteraum der ewigen Wohnungen. Ein Schimmer des Himmelspalastes dringt von oben herein und ein ferner Widerhall vom Alleluja der Seligen, die mit den Engelsscharen Gottes Thron umjubeln. Denn die armen Seelen sind doch Freunde Gottes, lebend in Seiner Liebe und in der Gemeinschaft Seiner Heiligen. Sie stehen ihrem letzten Ziele näher als je zuvor, ganz glücklich im Bewußtsein, daß sie nicht mehr sündigen und ihre ewige Seligkeit nicht mehr verlieren können. Wie wird ihr Leid durch diese Tatsache verklärt und gemildert! Ist es doch eine Leiter für sie, die nicht nach unten führen kann wie im irdischen Streit, sondern nur noch nach oben. Haben sie die letzte Sprosse erstiegen, wird sich ihnen wie von selber die Himmelstüre öffnen. Deshalb tragen sie auch ihr Leiden mit tiefster Ergebenheit und sogar mit freudiger Dankbarkeit. Von den Hemmungen des Leibes und seiner Sinne befreit schauen sie alles klar mit der Klarheit des rein geistigen Erkennens, besonders Gottes unendliche Liebe und Freundlichkeit und ihr eigenes Versagen. Und das stimmt sie zu fröhlicher Sühneleistung. Ja, hätte nicht Gottes barmherzige Strenge diesen Platz ge-



Ein Sinnbild der zerfallenen christlichen Geisteskultur sind uns die kahlen Mauern dieser Kathedrale Europas.

schaffen, sie würden es selber tun vor Begierde, sich der göttlichen Gerechtigkeit zu versöhnen.

Wenn dem so ist, warum nennen wir sie denn überhaupt 'arme' Seelen? Da hört man bisweilen die Antwort: „Weil sie sich nicht selber helfen können." Professor Bartman stemmt sich doch solch einer Annahme entgegen. Und er erklärt mit Recht: „Sie sind ja noch nicht ganz am Ziel und deshalb noch in statu viatoris (auf der Reise). Und weil sie noch in via sind, können sie bitten und beten, auch für **Sich**!" Und sie feiern das Kirchenjahr mit, so wie wir in der Streitenden Kirche die Geheimnisse der Erlösung und der Vaterliebe Gottes durcheilen. Und wie es dabei für uns erhabene Seelenfreuden gibt, so auch für sie. Und sie erfreuen sich der Engel als himmlischer Besucher, und Unsre Liebe Frau steigt an ihren Festtagen hinunter, um ihre Kinder zu trösten.

Trotz allem leiden sie . . . Leiden wie irgend ein lebendiges Wesen sich nicht wohl fühlt, so lang es nicht in seinem Elemente ist. Sie leiden Heimweh, wie Absalom in den Jahren der Verbannung von seines Vaters Haus und Thron. Wie in unsern Tagen gewaltsam entführte Kinder, die von Menschenräubern im feuchtdunklen Verließe festgehalten, sich voll Begierde nach Vater und Mutter zurück sehnen. Aber all ihr Weh überstrahlt und versüßt ihr Wissen von der Liebe Gottes von Anbeginn, der brennt vor Sorge sie, seine Kinder, selig zu machen, ihre Not zu kürzen und sie schnellstens in seine Arme und an Sein Herz zu drücken.

Wie sticht das doch ab gegen die finstern Darlegungen eines Lugo, der zu schreiben wagte, daß der Himmel gegen die Seelen des Fegfeuers ärger wüte als gegen seine schlimmsten Feinde. Wie tröstlich und anziehend nimmt es sich aus gegen den unseligen Jansenismus, der überall nur Angst einjagen will und uns an der christlichen Religion fast irre macht. Wo findet man in seinen Predigten und Büchern die ‚Frohe Botschaft'? Wo die Güte und Menschenfreundlichkeit des Kindes von Bethlehem? Wo die erhebende Einladung des Menschensohnes: „Kommet alle zu mir, die ihr leidet an der Last des Lebens"? Haben da nicht manche Abtrünnige Recht, die solch einer Religion den Rücken kehren? Kein Sonnenstrahl, klagen sie, in der dunklen Nacht des Erdenlebens? Und selbst nach einem Leben der Armut und Opfer und quälender Steuerlasten nichts als Pein und immer wieder Pein? Dem gegenüber betont Prof. Bartmann immer wieder den Liebescharakter der christlichen Religion. Das leuchtet noch besonders hervor aus der Frage, ob wir Lebenden ganz und gar der Fegfeuerreinigung entgehen können. Er hat dafür ein entschiedenes und herziges Ja. Beruft sich dafür auf die Kirchengebete bei Erteilung der letzten Sakramente. Sie flehen um Rückerstattung der Taufunschuld an den Sterbenden, als letzte Liebesgabe göttlichen Erbarmens.

So ist Prof. Bartmann's Buch vom Fegfeuer überall vom frohesten Heilsoptimismus durchweht. Wir stimmen ihm herzlichst bei. Sein Buch ist ein wahres Trostbuch für den gläubigen Katholiken.



Die Früchte der neuen Kultur, die wir mit soviel Begeisterung an Stelle des Christlichen gesetzt: Hunger, Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit, Verwirrung ohne Morgengrauen!

Noch steht der Turm der zerstörten Kathedrale: Ein Zeichen unseres Glaubens, der immer noch nach oben strebt. Ein Ruf auch an uns, die Gemäuer des Christentums wieder aufzubauen, zu erst im eignen Geist, und aus diesem neuen Geiste heraus in der Welt, die Ihm gehört, dem Ewigen!

Die Jünger von Emmaus

Kehr bei uns ein, Herr Jesu Christ,
Wie Du in Emmaus einkehrt bist,
Nimm Herberg Du in unserm Haus,
Treib Sünd und Sorg zur Tür hinaus,
Stell rundum Deiner Engel Scharen,
Laß unserm Hause Heil befahren! —
O bleib bei uns zu jeder Frist,
Du lieber Heiland Jesus Christ:
Mit Deiner Lieb uns morgens wecke,
Den Hungernden das Tischlein decke,
Schenk Frieden uns zu aller Stund,
Und sind wir krank, mach uns gesund,
Gib uns zur Arbeit Lust und Stärke,
Begleite segnend unsere Werke!
Und neigt der Tag sich einst auf Erden,
Und will es mit uns Abend werden,
Nimm Du, o Herr, uns bei der Hand
Und führ uns heim ins Himmelsland!

Der rote Ostergockel

Von F. Schrönghamer Heimdal

Wir hatten in der Stadt einen weitschichtig verwandten Vetter, der einen angesehenen Hausmeisterposten in einer großen Brauerei bekleidete. Sein Sohn Ferdinand studierte an der Realschule, denn er wollte Eisenbahnbeamter werden, weil ihm deren weithin leuchtende rote Mütze gewaltig in die Augen stach.

Dieser junge Mensch, der Ferdinand, war der erste Städter, den ich in meinem Leben gesehen hatte. In den Ferienzeiten machte er sogenannte Fußtouren in den bayrischen Wald, und kam bei diesen Gelegenheiten immer auch auf ein paar Tage zu uns auf Besuch. Dabei betonte er immer ausdrücklich, daß er sich seiner rein ländlichen Verwandtschaft keineswegs schäme. In Wirklichkeit war ihm aber nur um einen billigen Unterstand zu tun.

Ich war damals noch so dumm, daß ich den Laffen nicht durchschaute, sondern freute mich vielmehr auf seine Besuche und war immer sehr stolz, wenn ich ihn den andern Dorfbuben zeigen konnte.

Da war er immer sehr herablassend und zeigte uns, wie man Zigaretten dreht, worin er eine sehr große Kunstfertigkeit an den Tag legte, wie man den Zwicker aufsetzt, wie man die Manschetten trägt und wie man die Stirnlocke modisch kräuselt.

Auch zeigte er uns weiße Zettel, sogenannte Visitenkarten, wie er es nannte, und auf diesen Zetteln war sein Name lateinisch gedruckt, nämlich Ferdinand Stiegelhupfer, stud. real.

Ich hätte es nie geglaubt, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, daß so ein jugendlicher Mensch schon gedruckt ist.

Wenn ein junges Mädchen in unsere Nähe kam, dann eilte er mit eleganten Schritten auf sie zu, zog seine bunte Mütze schwunghaft herab, klappte die Absätze zusammen und sagte seinen Namen mit den gleichen Worten, wie er auf den sogenannten Visitenkarten gedruckt war, nämlich Ferdinand Stiegelhupfer stud. real.

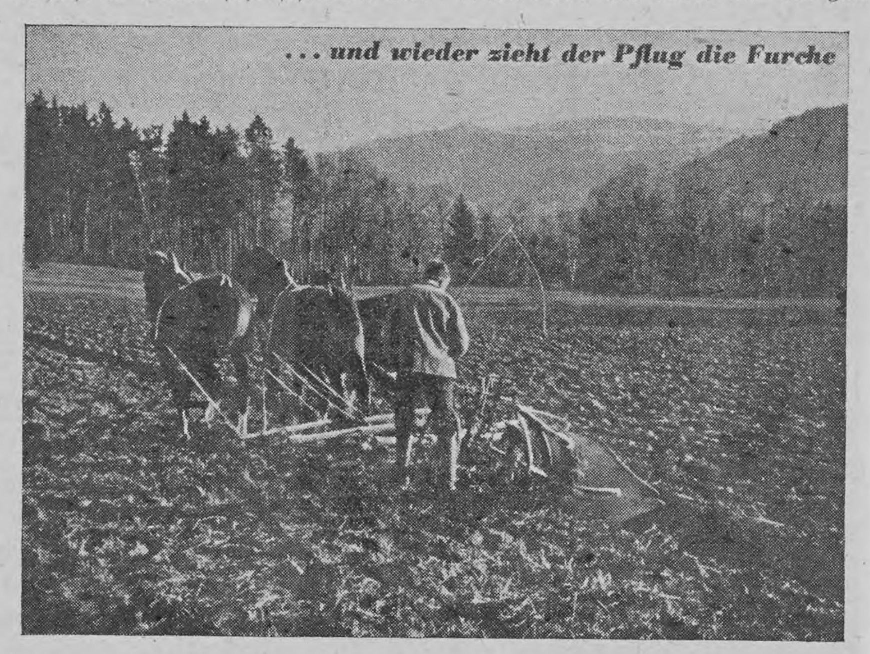
Die jungen Mädchen lachten meistens in ihrem Unverstand, wenn sich der zukünftige Eisenbahnadjunkt mit seiner roten Mütze vorstellte, und liefen davon wie aufgescheuchte Hühner.

Die einzige, die nicht lachte und auch nicht davonlaufen konnte, war unsere Magd, die Bertl. Diese erschrak vielmehr immer, wenn sie den Studenten auf Besuch kommen sah, obwohl er immer sehr schön tat und sogar bei der Abreise regelmäßig ein Trinkgeld gab.

Ferdinand pflegte nämlich immer, schon gleich bei seiner Ankunft zu meiner Mutter zu sagen: „Bitt schön, Frau Bas', könnte ich nicht ein Bad haben? Ich bin es so gewohnt von der Stadt her, wo wir ein eigenes Bad haben mit Kalt- und Warmwasserheizung, und tuschen können wir uns auch mit der kalten oder warmen Brause, je nach Wunsch. Ich möchte aber keine Umstände machen; und falls es nicht gut geht . . ."

„Es geht schon", sagte dann meine Mutter, die niemand einen Wunsch abschlagen konnte, und gab den Wunsch des Besuches an die Bertl weiter als das ausführende Vollzugsorgan.

Die Bertl aber rannte zornig in das Waschhaus und stieß die Zuber durcheinander, indem sie sprach: „Ist er schon wieder da, der Windbeutel, der nichtsnutzige? Gerade auf die Feiertage, wo man so alle Hände voll zu tun hat, reitet ihn der Teufel allemal daher. Wozu braucht der Lalli ein Bad? Wir baden uns das ganze Jahr nicht und sind auch gesund, vielleicht gesünder wie dieser Rotzlöffel, dieser zusammengeschniegelte . ."



. . . und wieder zieht der Pflug die Furche

Damit hatte die Magd zum Teil recht, zum Teil auch unrecht; denn wir Buben badeten wenigstens im Sommer alle Tage, aber nicht im Waschzuber, sondern im Röhrnerbach, was immer eine große Lustbarkeit war. Aber das Baden im Zuber, wie es der jugendliche Mensch haben wollte, war immer mit großen Umständen verbunden: es mußte eigens der große Kessel gefüllt und geschürt, es mußten sämtliche Zuber

auf ihre Wasserdichtigkeit durchprobiert werden. Das war oft eine heillose Arbeit für die abends meist schon recht ermüdete Bertl.

Ich konnte es darum der Bertl wirklich nicht verdenken, daß sie keine große Vorliebe für die Badleidenschaft des jungen Ferdinand Stiegelhupfer hatte, trotz der schönen Worte und des Trinkgeldes die er ihr zu geben pflegte.

Auch der Lehrbub, den wir damals hatten, war der gleichen Gesinnung. Und weil uns die Bertl erbarmte, beschlossen wir mitsamen, dem jugendlichen Menschen das Baden bei uns einmal gehörig zu versalzen, oder besser gesagt, für ewige Zeiten zu verleiden. Als wir die Bertl in unseren sauberen Plan einweihten, machte sie gleich einen Freudensprung. Es war die reinste Verschwörung, aber bei strengster Verschwiegenheit unter uns Beteiligten.

Und so kam jener denkwürdige Karsamstag und mit ihm wieder der jugendliche Ferdinand Stiegelhupfer auf Besuch. Keine Viertelstunde noch saß er auf unserem Kanapee, als er meiner Mutter schon wieder mit dem Bad herausrückte, wenn es keine Umstände machte.

Ich und der Lehrbub und die Bertl sahen uns verstohlen an und die Bertl erklärte, es mache gar keine Umstände, aber es könne heute Nacht werden, bis das Bad fertig wäre, weil wegen der langen Trokkenheit die sämtlichen Zuber rinnen wie eine kleine Sintflut.

„Ei, das macht mir gar nichts aus", rief der Stadtfrack. Ich warte gerne bis in die Nacht. Wenn ich nur mein Bad habe! Überhaupt jetzt auf die Ostern! Ich könnte mir das Fest ohne Bad gar nicht vorstellen." So badesüchtig war dieser jugendliche Mensch! Wir aber wußten, was wir zut tun hatte nund freuten uns, den Sprachmeister einmal gründlich zu kurieren. Wir wollten ihn zum Ostergockel färben und so nachhause foppen.

Gesagt, getan! Die Bertl besorgte Wasser, ich die rote Ostereierfarbe, und der Lehrbub ein Telegramm. Dieser war nämlich kein heuriger Hase mehr und wußte genau, wie man so was deichselt.

Es war fast Mitternacht, als der jugendliche Mensch von seinem roten Eierfarbenbad aus der finsteren Waschküche kam. Auch in der Stube war es finster. Wir machten absichtlich kein Licht, damit die Rothaut, unser Ostergockel, sein Aussehen nicht bemerkte. Das Telegramm hatte der Lehrbub schon vorher fabriziert auf einem echten Formular von der Post: „Sofort heimkommen. Wichtiger Besuch da. Vater."

Was blieb da dem Studenten übrig, als seine sogenannte Tour in den bayrischen Wald zu unterbrechen und heimzureisen? Ich und der Lehrbub und die Bertl aber erboten uns, ihn zur Bahn zu begleiten, was ihn sehr freute, indem er uns als biedere und treuherzige Naturmenschen belobte. Graudian, wenn der unsere Schelmerei durchschaut hätte! In Wirklichkeit war uns nämlich darum zu tun, ihn als Ostergockel ungewaschen schon in aller Frühe auf den ersten Zug zur Bahn zu liefern. So hart es uns auch ankam, mit ihm aufzubleiben und nicht mehr ins Bett zu gehen, so brachten wir doch dieses Opfer. Der Ferdl aber protzte sogar damit, daß er als Mitglied einer verbotenen Studentenverbindung, namens Qualmonia, schon manche Nacht durchsoffen und gezecht habe.

So unterhielten wir uns köstlich, in der mondhellen Stube, und er freute sich unseres endlosen Gelächters, weil er in seiner Einbildung meinte, seine Witze gefielen uns gar so gut.

Um vier Uhr früh brachen wir auf zur Bahn, wohin wir ihn begleiten wollten. Wir zogen unsere Fäustlinge an und der jugendliche Mensch seine Glaceehandschuhe, die er sich eigens für das Fest mitgenommen hatte, und das war gut so, denn er sah seine roten Hände nicht.

Als wir durch Rinchnach gingen, begegneten uns die ersten Frühmeßweiber. Die sahen unsern roten Ostergockel und lachten: „O du heilige Zeit! Wo habt ihr denn diesen Indianer her?"

Wir schrien und lachten natürlich mit. Unser Ostergockel tobte vor Vergnügen, weil er ja nicht wußte, wie er aussah und nicht ahnte, daß ihn das Gelächter angehe. Und weil er dachte, das Lachen und Schreien am Ostermorgen wäre eine schöne Volkssitte im bayrischen Wald, wo sich die alten Bräuche noch so gut erhalten haben.

Wo wir an Häusern vorbeikamen, flogen die Fenster auf. Finger zuckten wie Pfeile gegen unsern roten Ostergockel, Kinder liefen uns nach, Hunde spektakelten, und wer uns begegnete, bog sich vor Lachen. Der Ferdl kam aus dem Lachen schier nimmer heraus und wir mit ihm.

Auf der Poschetsrieder Höhe, wo man schon den Bahnhof von Regen sieht, verabschiedeten wir uns von dem Ahnungslosen. Er versprach uns noch, jedem eine Ansichtskarte zu schicken für unsere naturwüchsige Anhänglichkeit und bodenständige Treue.

Es ist aber wohlweislich keine Ansichtskarte gekommen. Nur schade, daß wir es nicht miterleben konnten, wie sich der Ferdl als Indianer entdeckte und als Ostergockel weiß gewaschen wurde. Mußte das eine Gaudi gewesen sein!

Der Ferdl ist aber fürderhin ganz ausgeblieben und die Bertl hat keinen Verdruß mehr mit dem Zurichten des Badezubers. Aber einen halben Tag hatte sie zu scheuern, bis sie die rote Eierfarbe aus dem letztbenutzten Zuber wegbrachte.

Viele Jahre ließ sich der Ostergokkel nimmer blicken. So oft es aber Ostern zuging, ging das Ostergockel-Gelächter immer wieder vom Neuen los.

Nur einmal noch kehrte Ferdinand bei uns ein, aber nur auf einen kurzen Sprung, nämlich um uns seine hübsche Braut vorzustellen. Er hatte damals sein Ziel erreicht, er war Eisenbahnadjunkt geworden.

Die Bertl aber sagte: „Er ist noch der nämliche Windbeutel wie früher. Ich kenn mich aus darauf!"

—Der im Indischen Ozean lebende Schützenfisch fängt die ihm zur Nahrung dienenden Insekten, indem er aus seinem röhrenförmigen Maul einen Wasserstrahl auf sein Opfer spritzt, wodurch es ins Wasser fällt und von dem Fisch verschluckt wird.

Das Mirakel Sankt Kassians

von Rudolf Greinz

Das Lenele vom Pfitscherbauern wollte halt immer noch nicht den richtigen Klostergeist bekommen. Das brachte den Pfitscher Stöffl, ihren Vater, manchmal zur hellen Verzweiflung. Denn das Lenele, sein einziges Kind, sollte unbedingt einmal als fromme Klosterfrau ihr gottseliges Leben beschließen.

So hat sich's der Pfitscherbauer seit Jahren in seinen Dickschädel gesetzt. Und was solch ein dicker Bauernschädel sich einbildet, das läßt er nicht mehr so leicht fahren. Namentlich wenn die Gescheutheit darin viel weniger Platz hat, als ein gewisser bornierter Eigensinn, wie es beim Stöffl der Fall war.

Ein höheres Kirchenlicht war der Pfitscher nie gewesen. Ein besonderer Verstand belästigte ihn so wenig wie einen Almstier die lateinische Grammatik. Dafür war sein Diandl, das Lenele, um so pfiffiger. Das hatte sie von der Muatter, die schon in ihrer Kinderzeit gestorben war. Seitdem führte das Diandl dem Vater fleißig die Wirtschaft.

Der Stöffl hätte also gar keine Ursache gehabt, das Lenele hinter die Klostermauern zu wünschen, wenn er nicht dem heiligen Kassian ein darauf bezügliches schweres Gelübde abgelegt hätte.

Seit langer Zeit hausten die Pfitscherbauern auf einem Hof oberhalb Pedroß im Langtauferertal. Das enge Hochtal mündet bei Graun im Vintschgau und erstreckt sich bis zum Weißkugelferner. Außer den paar Sommermonaten, wo es ab und zu Touristen durchwandern, sieht es nicht viel von der Welt.

Auf den Pfitscherhof des Stöffl dürfte sich wohl überhaupt selten ein fremder Mensch verirren. Der Weg ist so steil und steinig, daß er schon fast kein Weg mehr genannt werden kann. Und was wäre auch da droben zu suchen? Aussicht ist keine als auf Pedroß herunter und auf die gegenseitigen steilen Bergwände. Und Pedroß selber ist ein verlassenes Alpennest, wo es mehr Felsblöcke und Steine als Gras gibt.

Die Kirche mit den wenigen Häusern ist mitten in einem Trümmerfeld riesiger Felsblöcke und Steinplatten erbaut, den gigantischen Zeugen eines urvorzeitlichen ungeheuren Bergsturzes. Ein Stück Tiroler Bauernleben in den Ruinen heimatlicher Berggipfel, von deren einstiger stolzen Majestät nicht einmal mehr die Sage meldet.

Die Bauern haben dem Boden in dieser Felsenheimat abgerungen, was sie eben aus ihm herausbringen konnten. So leben sie von Geschlecht zu Geschlecht mit treuer Anhänglichkeit an ihre karge Scholle. Die Kirche ist sogar ganz stattlich. Für den Herrgott, die Muttergottes und die Heiligen hat der Tiroler Bergbauer immer noch einen Kreuzer übrig, wenn auch daheim der Schmalzhafen und die Mehltruhe öfter eine bedenkliche Leere zeigen mögen.

Ein besonderer Stolz der Kirche von Pedroß ist eine alte steinerne Statue des heiligen Kassian, des Kirchenpatrons der Diözese Brixen.

Der Heilige steht in einer Mauer-

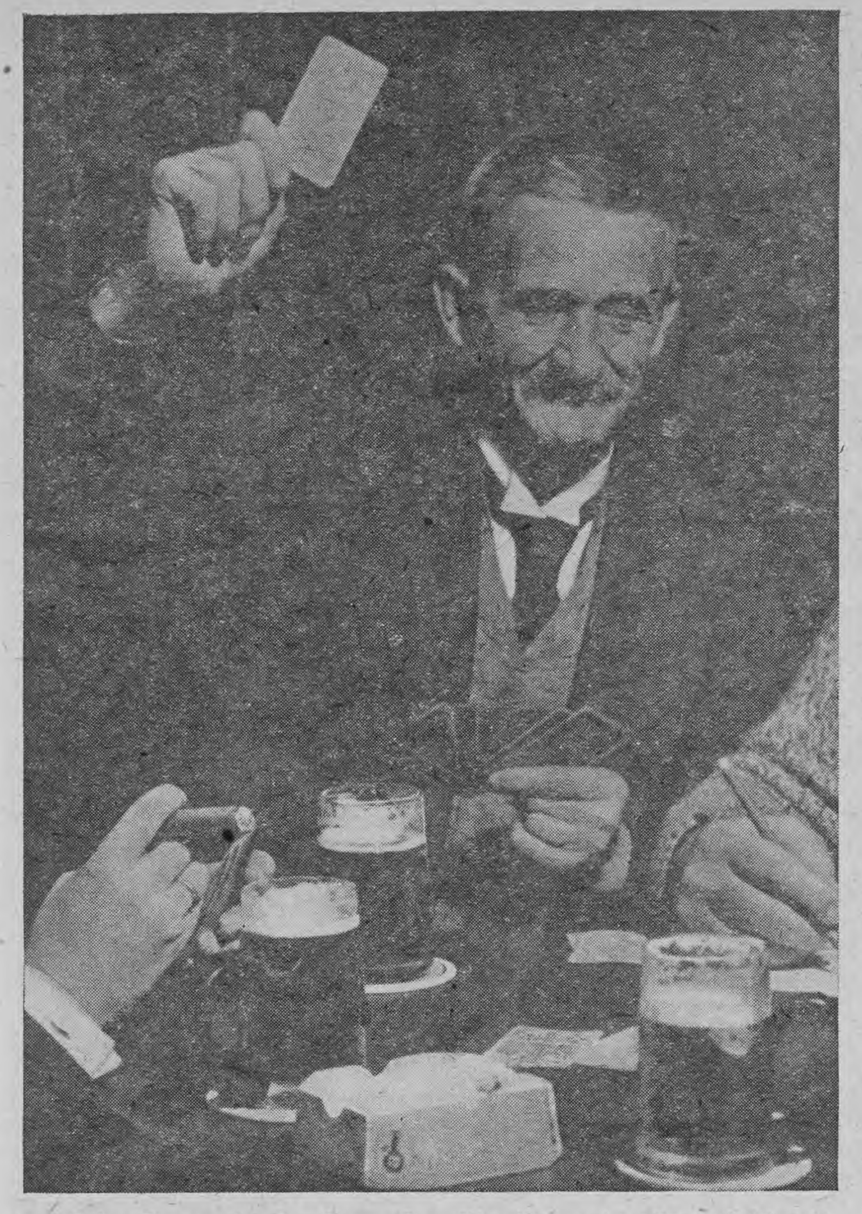


Die Mutter der Schmerzen

Drei Kreuze seh' ich ragen
Hoch in des Himmels Blau,
Und leise hör' ich klagen
Die schmerzenvollste Frau!
An's Herz, das schwertdurchbohrte,
Drückt sie die Dornenkron',
Ihr Aug', das wehumflohrte
Weint um den Toten Sohn!

Einst hat sie ihn getragen
Als seligste der Frau'n, —
Nun muß sie ihn mit Klagen
Entseelt im Grabe schau'n!
Heut hielt sie ihn im Schoße,
Die Rose, jäh' verblüht;—
Wer faßt das Weh, das große,
Das heiß ihr Herz durchglüht!

Kann keiner auch entweichen
Des Lebens bitter'n Schmerz,—
Ach, keinem zu vergleichen
Litt doch Mariens Herz!
Im Blick auf ihre Peinen
Scheint jedes Leid uns leicht,
Und wenn im Weh wir weinen,
Sie mild die Hand uns reicht!



Keine Sorgen hat der Peter. Das Bier ist gut, das Kartenspiel geht sogar sehr gut — die Rosa daheim kann warten.

nische knapp neben der Kanzel. Ein eigener Betstuhl ist davor angebracht und um die Nische im Bogen ein halbkreisförmiger eiserner Reif, der mit lauter Spitzen versehen ist. Er sieht fast aus wie ein Wehrzaun für den Heiligen. Der Reif hat jedoch einen weit harmloseren Zweck. Seine Spitzen dienen zum Aufstecken der Votivkerzen, die andächtige Beter und Wallfehrer opfern. Der ursprünglich braunrote Marmor des Standbildes hat von dem Kerzenqualm einen rauchschwarzen, speckigen Ton erhalten.

Wie und woher der marmorne Sankt Kassian, eine rohe Arbeit der späten Gotik, in die Kirche nach Pedroß gekommen war, darüber wußte niemand Zuverlässiges zu melden. Deswegen genoß der Heilige aber doch das ungemessene Vertrauen der Bevölkerung. Man schrieb ihm verschiedene Mirakel zu, die er schon bewirkt hatte. Zahlreiche Votivtafeln an der Kirchenwand in der Nähe der Nische gaben davon in holprigen Versen oder in schlichter Prosa Auskunft.

Etliche alte Leute behaupteten sogar, daß der Heilige besonders begnadeten Betern deutlich Rede und Antwort gegeben habe. Dieses Mirakel war freilich schon sehr lange her. Wann der steinerne Kassian zum letzten Male gesprochen hatte, wußte auch die gläubigste Seele in Pedroß nicht anzugeben.

Wahrscheinlich waren Sankt Kassian die Zeiten viel zu schlecht und verdorben geworden, als daß er sich in neueren Tagen wieder einmal bemüht hätte, einem Andächtigen mündlich Auskunft über sein Anliegen zu geben. Er blieb daher stumm wie Marmelstein und nahm Weihekerzen und Gebete mit ruhiger Würde als etwas Selbstverständliches entgegen.

Unter den Votivtafeln war auch eine, die der Pfitscher Stöffl gestiftet hatte. In der eckigen, grellbunten Darstellung des bäuerlichen Tuifelemalers, der das Kunstwerk verfertigt hatte, sah man ein kleines Diandl mit den Wellen eines reißenden Wildbaches kämpfen. Der heilige Kassian aber stand hoch droben in den Wolken und langte mit seinem Bischofsstab hilfreich nach unten. Das Diandl klammerte sich gerade noch mit einer Hand an das gebogene Ende des Krummstabes an.

Das Diandl, das Sankt Kassian mit seinem Krummstab aus den Wellen des reißenden Wildwassers zog, war das Lenele vom Pfitscherbauern. Als kleines Diandl, das just das erste Jahr nach Pedroß in die Bergschule ging, war das Lenele in den Karlinbach gefallen, der das Langtauferertal durchtost.

Das Unglück hatte sich zufällig gerade am Kassianstag ereignet. Zur wunderbaren Errettung bediente sich der Heilige allerdings nicht des sichtbaren Krummstabes, sondern eines Menschenkindes. Das war der Martl vom Sagschneider, ein damals noch halbwüchsiger Junge. Der Martl stürzte sich mutig in den Bach und brachte das Pfitscher Lenele mit eigener Lebensgefahr noch lebend aus dem Wasser.

Für den Pfitscherbauern stand es jedoch felsenfest, daß der heilige Kas-

sian ein Mirakel gewirkt hatte. Wäre das Lenele an einem andern Tage in den Bach gefallen, als da Kassian im Kalender stand, so wäre es sicher mit Haut und Haar ertrunken.

Von diesem Tage an stiftete der Stöffl sein Diandl dem Kloster. Er tat ein feierliches Gelübde, daß das Lenele zum Dank für das an ihr gewirkte Wunder nur ein heiligmäßiges Leben führen sollte.

Solange das Lenele ein Kind war, blieb sie vollkommen mit ihrem zukünftigen Beruf einverstanden. Als jedoch das saubere Diandl immer mehr heranwuchs, kamen ihm ganz andere Gedanken. In neuester Zeit wollte es gar nichts mehr vom Kloster wissen. Es gab verschiedene heftige Auftritte mit dem Vater, der stets obstinater darauf drängte, daß mit dem Klostergehen nun endlich Ernst gemacht werden müsse.

Endlich entdeckte der Pfitscher Stöffl, warum sein Diandl so gar nichts „herwärts" schauen wollte. Da hatte sich hinter seinem Rücken schon seit mindestens einem Jahr eine heimliche Liebschaft zwischen dem Lenele und dem Sagschneider Martl angebahnt, der natürlich im Laufe der Zeit auch ein recht gestandener Bursch geworden war.

Der Martl hatte vom alten Sagschneider die kleine Brettersäge im Talgrund von Pedroß übernommen, die einen ganz hübschen Profit abwarf. Unter gewöhnlichen Umständen hätte der Pfitscherbauer gegen eine Verheiratung seiner Tochter mit dem jungen Sagschneider daher wohl nichts einzuwenden gehabt. Aber das Lenele sollte ins Kloster. Und was sollte denn der Kassian dazu sagen, wenn jetzt auf einmal das Gelübde nicht erfüllt würde?

Den Heiligen stellte sich der Bauer jedenfalls ungefähr ebenso eigensinnig vor, wie er selber war. Auf den Sagschneider Martl, dem er das Leben seines Diandls verdankte, bekam er eine immer größere Mordswut, weil er seinem Plan in die Quere trat.

Zu seinem lebhaften Bedauern fand der Pfitscherbauer an dem geistlichen Herrn Expositus von Pedroß gar keine sonderliche Unterstützung gegen das Lenele. Der hochwürdige Herr Lauernz war noch ein jüngerer Mann, eine kräftige Bauernnatur. Schwächliche Herren in der Soutane kann man auf solchen Posten wie Pedroß nicht brauchen. Da muß einer schon Wind und Wetter, Eis und Schnee aushalten können. Der Herr Expositus hatte Mark in den Knochen und Sehnen im Fleisch. Er war ein passionierter Bergsteiger und Jäger. Dieser Sport half ihm über viele einsame Stunden hinweg.

Als der Pfitscherbauer in der Klosterangelegenheit wieder einmal einen heftigen Streit mit dem Lenele gehabt hatte, beschloß er, doch neuerdings mit dem Expositus ein vernünftigs Wörtel zu reden. Dabei war er auf einen rettenden Gedanken verfallen, wie das Lenele doch noch den Klostergeist bekommen und von der verflixten Liebschaft lassen könnte.

Der Pfitscher Stöffl traf den Herrn Expositus daheim, wie er gerade aus einem Schrotbeutel Patronen füllte.

„Oha, der Pfitscher!" drehte sich der Expositus nach dem Bauern um. „Glaubst, das Wetter halt't aus? Morg'n wird auf Gamsen gangen."

„Ja, ja, dem Hochwürdigen steckt halt alleweil die Jagerei im Kopf!" bemerkte der Bauer etwas bissig und mißbilligend und kratzte sich abwechselnd das glatt rasierte, faltige Gesicht an beiden Wangen.

„Der Mensch muaß a Freud' hab'n!" lachte der Expositus. „Was is denn los, Stöffl?"

„I bin in a geistlich'n Angelegenheit da," sagte der Bauer.

„So, so?" meinte der Expositus. „I kann mir schon denken, in welcher." Dabei füllte er ruhig seine Patronen weiter.

„Es is wegen dem Diandl, dem Lenele," fuhr der Stöffl fort.

„Hab' i's nit g'sagt!" rief der geistliche Herr. „Hock 'dich amal nieder, Stöffl, sonst vertragst mir den Schlaf!"

Der Bauer ließ sich schwerfällig auf einen Stuhl nieder und versuchte, seine staren Haxen einzuziehen.

„Das Diandl will alleweil noch nit!" sagte er verdrossen. „Und da hab' i mit dem hochwürdigen Herrn Exposi noch amal reden wollen."

„Das wird nie viel helfen!" goß der Expositus vorsichtig Schrote in das kleine metallene Holmaß. „Zur Liab' und zum Kloster kann man niemand zwingen."

„Zur Lieb' brauch' i sie auch nit zu zwingen. Verliabt is dös Sakradiandl ja amerst bis über die Ohren!" rief der Stöffl.

„Der Sagschneider Martl is ja a braver Bursch. Lass' sie halt Hochzeit machen!" schlug der Expositus vor.

„Dös gibt's nit!" fuhr der Bauer auf. „Zu was macht denn der Mensch Gelübde!"

„Das Diandl hat ja kein Gelübde g'macht!" belehrte ihn der Expositus.

„Aber i hab's versprochen!" behauptete der Stffl obstinat.

„Du kannst versprechen, was du willst. Dös geht doch das Diandl nix an," bemerkte der geistliche Herr gleichmütig.

„I seh' schon, für dö Sach' find' i

Gottnaehe

Von Anna Katharina Elber

In Deiner Näh' ist süßer, trauter Friede
wie Abendruh nach sturmzerrissnem Tage.
Kein Wünschen bleibt — nicht Sehnen oder Klage —
dem, der geborgen ist in Gottes treuer Liebe.
In Deiner Nähe muß das Böse weichen,
muß Haß und Leidenschaft ins Nichts entfliehen —
Versöhnungswonne durch die Seele ziehen,
und Mensch dem Menschen Bruderhände reichen!
O laß das Wissen Deiner heil'gen Nähe
lebendig werden jedem Deiner Wesen —
Laß alle sie von Schuld und Leid genesen —
Daß jeder Dich in seinem Bruder sehe!

beim Herrn Exposi koan Versteahstes nit. Und is doch a heilige Sach'!" fügte der Stöffl vorwurfsvoll hinzu und erhob sich langsam von seinem Sessel „I bin auch desweg'n heut' nit da. I will iatz dö ganze Sach' anders anpacken. I will mit'm heiligen Sankt Kassian selber reden."

„Was willst?" fragte der Expositus erstaunt.

„Mit'm Heilig'n selber will i red'n," wiederholte der Stöffl. „I will ihn bitten, daß er dem Diandl den Klostergeist gibt und ihr dö dalkete Liab' austreibt. Der Kassian hat schon ganz andere Wunder g'wirkt. Wird er wohl dös auch z'sammenbringen. Oder vielleicht gibt er mir a Zeichen, wia i's anstellen soll, daß's Lenele doch noch z'letzt von selber zur Vernunft kommt. Meint's nit, Herr Exposi, dös is der richtige Weg?" fragte der Stöffl mit der lauernden Miene eines Prozeßhansl, der eine Auskunft von seinem Advokaten haben will.

„I will dir was sagen, Pfitscher!" wischte sich der Expositus, der die letzte Patrone eingefüllt hatte, die Hände an seinem Sacktuch ab. „Das größte Mirakel, das der Kassian tun könnt', wär', wenn er dich selber amal zur Vernunft kommen lasset. Wenn 'sDiandl amal nit will, so will sie nit. Das Kloster soll doch für an Menschen a Glück sein und koa Zwangsanstalt! Meinetweg'n probiar's, mit'm Kassian z'reden! Aber i glaub', an verliabten Diandl den Klostergeist verschaffen, dös Mirakel is selbst dem Kassian zu viel"

„Dem Kassian is gar nix zu viel!" rief der Pfitscher Stöffl, empört über das Mißtrauen gegen seinen Heiligen. „I merk' schon, die Zeiten werd'n alleweil lutherischer und die jungen geistlichen Herren auch damit!" Der Stöffl war ganz rot vor Zorn geworden.

„Du, Stöffl, iatz schaust aber gleich, daß du die Tür von draußen zumachst!" sagte der Herr Expositus, ohne sich im geringsten aus seiner Ruhe bringen zu lassen.

Der Stöffl ging aus der Tür und haute sie wütend hinter sich zu. Der Herr Expositus war aber flink hinter ihm her, holte ihn noch im Hausgang ein, nahm den Bauer mit kräftiger Faust beim Kragen, führte den



Christ ist erstanden — Alleluja!

Widersterbenden in die Stube zurück und meinte mit der gleichen Ruhe wie früher: „Pfitscher, iatz bist so guat und machst die Tür ordentlich zua! Sonst kann i dir's schon lernen, du grober Knochen überanand!"

Dem Stöffl schien die ganze Behandlungsweise den richtigen Eindruck gemacht zu haben. Er entfernte sich höflicher als vorher, sagte kein Wort und drückte die Tür sehr behutsam zu.

Deswegen war er doch voll innerer Wut gegen den Expositus. Auf dem Heimwege murmelte er allerhand aufgeregt vor sich hin. . . . „Gamsen jagt er — auf die Ferner kraxelt er — Zeitungen lest er — den Kassian möcht er verschimpfieren — und dös will a Pfarrer sein!"

Der Plan, mit dem Kassian eindringlich zu reden, war beim Pfitscher Stöffl nur um so fester geworden. Er teilte ihn sogar als eine Art Triumph dem Lenele mit. Das Diandl sagte gar nichts darauf, was

den Bauer nur noch mehr giftete, als wenn sie ihm widersprochen hätte.

Drei Tage nach seiner Unterredung mit dem Herrn Exposi stelzte der Pfitscher Stöffl nach Graun hinaus und kaufte beim Kramer ein halbes Dutzend Wachskerzen. Er wollte sich ganz besonders „noblicht" zeigen und seiner Verhandlung mit dem Kassian gleich von vornherein die gehörige Unterlage verleihen.

Das Paket Kerzen barg er sorgfältig in der Lodenjoppe und trat am späten Nachmittag wieder den Heimweg nach Pedroß an. Er hatte nichts zu versäumen und hockte sich unterwegs öfters nieder. Er wollte erst in die Kirche, wenn der Rosenkranz vorbei war und sich keine Leute mehr in der Halle befanden.

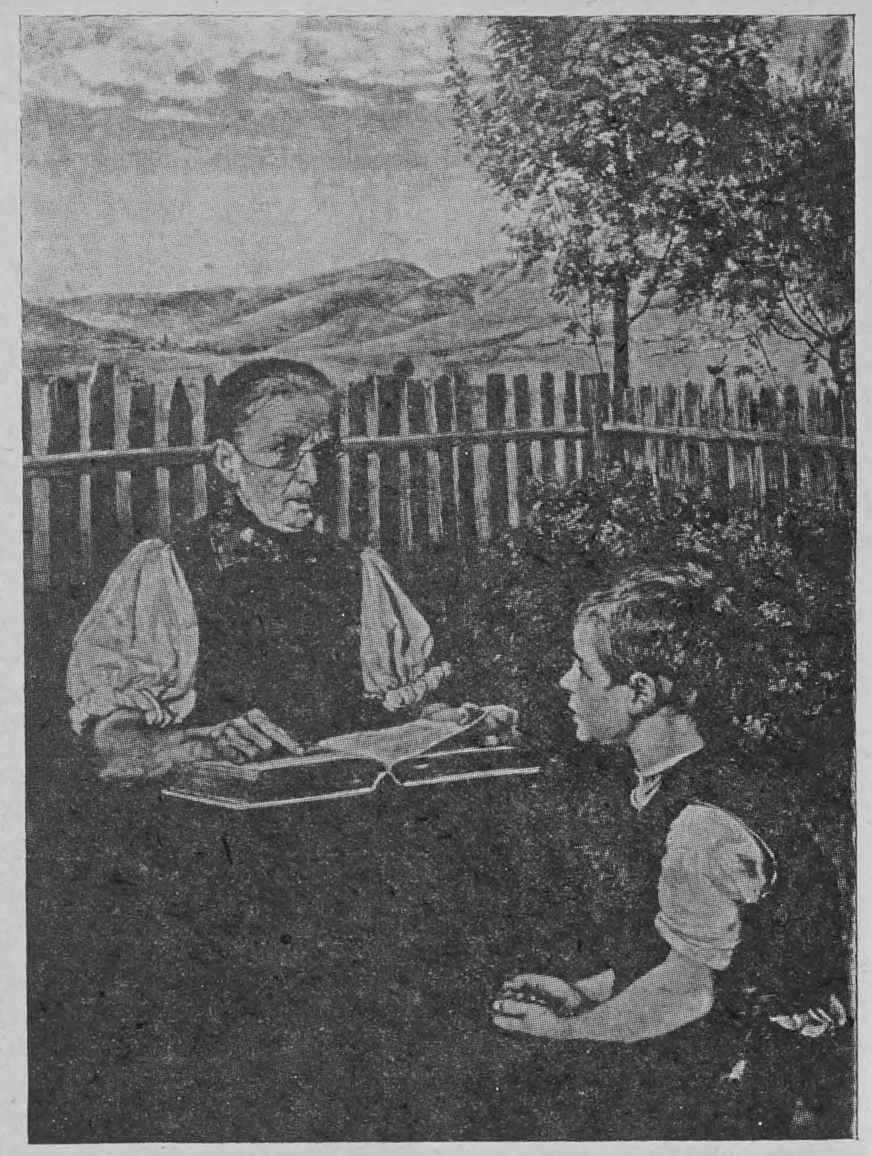
Es war bereits ganz dämmerig, als der Pfitscherbauer die Kirchenschwelle von Pedroß überschritt, vorsichtig nach allen Seiten spähend. Kein Mensch war mehr da.

Am Hochaltar flimmerte in dem blutroten Glas das ewige Licht. Tiefe Schatten lagen über dem hohen Raum. Weiter im Hintergrunde verschwammen die Betstühle schon in Dunkelheit. Über die Kanzel fiel der Schatten eines mächtigen Pfeilers. Der Kassian in seiner Nische war nur mehr in seinen Umrissen deutlich zu erkennen.

Dem Pfitscher Stöffl wurde es völlig ein bissel unheimlich so allein in der dunkelnden Kirche. Nun galt es aber, flink zu machen. Sonst kam am Ende der Meßner und sperrte ab, und der Bauer hatte dann wieder einen Tag zu seiner Verhandlung mit dem Heiligen versäumt.

Der Stöffl trat vor die Nische, zog den Pack Kerzen aus der Tasche, steckte sie der Reihe nach in gleichmäßigen Absätzen auf die Spitzen des Eisenreifens, brannte ein Schwefelhölzchen an und noch eines und entzündete alle sechs Kerzen.

Es war eine schier festtägliche Beleuchtung. Der Stöffl sah es mit einer gewissen Befriedigung. Er hatte sich wirklich nicht lumpen lassen. Eine solche Beleuchtung hatte Sankt Kassian wahrhaft nur alle heiligen Zeiten einmal. Da brauchte er schon nicht auf seinen Ohren zu sitzen, sondern konnte für den Pfitscher Stöffl wes Extra tun.



Hans Thoma — Religionsunterricht

Mit einem gewissen Selbstwußtsein kniete sich der Bauer auf den Betstuhl vor der Statue nieder, murmelte zuerst etliche Vaterunser und Ave Maria vor sich hin und brachte dann auf seine Weise in Gedanken und halblauten Sätzen sein Anliegen dem Heiligen vor. Er glaubte, es eindringlich genug gemacht zu haben, und meinte schließlich, auf dem Betstuhl sich halb von den Knien erhebend und sich mit den Ellbogen auf das obere Brett des Stuhles stützend, mit einer selbstverständlichen Vertraulichkeit zu seinem Kassian gewandt:

„So, iatz weißt es, wia die Sach' steht. Sei halt iatz o guat und mach' a Ordnung! I hab' dir nit umsonst sechs Kerzen aufg'steckt. An dem Tag, wo das Diandl im Kloster eingekleidet wird, kriagst a ganzes Dutzend Kerzen. Da laß' i mich nachher nit anschauen."

Ein deutlich vernehmbares spöttisches „Mhm!" ließ sich hören. Der Pfitscher Stöffl fuhr empor. Es war ihm, als ob der Laut unmittelbar von der Statue ausgegangen wäre. Es fing ihn an, etwas zu gruseln.

Gleichzeitig sah er sich in der ganzen Kirche um. Kein Mensch war zu sehen. Vielleicht hatte er sich getäuscht. Er wandte sich wieder zu dem Heiligen und versprach neuerdings: „A ganzes Dutzend Kerzen! 's Wort gilt!"

„Mhm!"

Womöglich noch höhnischer als früher. Jetzt war es keine Täuschung mehr. Der Stöffl starrte mit weit aufgerissenen Augen den steinernen Kassian an. Dabei regte sich's aber schon in seinem obstinaten Dickschädel, wie der Heilige eigentlich dazu kam, an seinem Versprechen zu zweifeln.

„Was i g'sagt hab', dös gilt! A Dutzend Kerzen!" versicherte er eigensinnig ganz laut.

„Mhm!"

„Was? Glaubst es vielleicht nit?" fragte der Stöffl, nun ganz aufgebracht gegen den Kassian gewandt. „Bin i dir vielleicht amal was schuldig blieben? Oder sein dir a Dutzend Kerzen z'wenig? Also anderthalb Dutzend! Mehr haben auf dem Reifen überhaupt nit Platz. Bist iatz z'frieden? Willst iatz dem Diandl den Klostergeist geben?"

Es war eine kleine Weile ganz still. Dann sprach es deutlich mit einer tiefen Männerstimme: „Stoanesel!"

„Was hast g'sagt?" fuhr der Stöffl unwillkürlich herum und ließ seine Blicke durch die leere Kirche schweifen, um dann wieder den steinernen Kassian anzuglotzen.

„Stoanesel!" w i e d e r h o l t e die Stimme vollkommen ruhig.

„Was bin i?" fragte der Stöffl, in dem sich die Galle regte.

„Stoanesel!" antwortete es mit dem nämlichen Gleichmut.

„Iatz möcht' i grad' wissen, hast du mich verstanden oder nit? Willst helfen oder nit? Gibst dem Lenele den Klostergeist oder nit?" stellte sich der Stöffl, der auf einmal eine Mordsschneid' neben mühsam unterdrückter Wut in sich fühlte, vor dem Kassian auf. „Red'! Gib a Antwort!" forderte er.

„Stoanesel!" rief es sehr laut.

Nun packte den Bauern die Wut. Er hieb mit der geballten Faust auf den Betstuhl und rief gegen die Statue hinauf: „Schimpfen kannst?, aber helfen willst nit! Du bist um koa Haar nit besser als der Herr Pfarrer!"

„Stoanesel!" erwiderte es.

„Iatz, wann du koa Heiliger nit wärst," holte der Pfitscher Stöffl erbost mit seiner Rechten aus, „hauet i dir gleich a paar Watschen eini!"

„Stoanesel!"

„Himmel! Herrgott! Sakrament! Iatz hab' i's g'nau!" schrie der Pfitscherbauer. „Dös is also der Dank von dir!" Dabei pfauchte er mit ein paar kräftigen Blasern die Kerzen aus, riß sie von den Eisenspitzen herunter, steckte sie in die Rocktasche und wandte sich zum Gehen. Vorher zeigte er dem steinernen Kassian noch mehrmals wütend die Faust und versicherte ihm: „Du siehst mich nimmer! Du kannst dir die Kerzen denken! I will dir schon den Stoanesel geben!"

Der Stöffl trottete mit schweren Schritten aus der Kirche. Als er die Kirchtür dröhnend hinter sich zuwarf, war es ihm, als ob es noch einmal laut hinter ihm drein „Stoanesel!" riefe.

Der Bauer beschleunigte seinen Gang. Es kam ihm unwillkürlich in Erinnerung, wie ihn neulich wegen dem Zuwerfen der Tür der Pfarrer beim Kragen gepackt hatte. Er spürte fast ein heimliches Grauen, daß am Ende gar der steinerne Kassian nun hinter ihm drein käme, um ihn ein wenig zu beuteln.

Es war fast Nacht geworden, als der Pfitscher Stöffl ins Freie trat. Heim wollte er nun justament nicht. Er spürte große Lust, seinen Verdruß mit ein paar Vierteln Wein wegzuschwemmen.

In Pedroß selbst gibt es kein Wirtshaus. Wohl aber eine Viertelstunde entfernt in dem kleinen Bergweiler Kaprun. Dorthin lenkte der Stöffl seine Schritte und ergab sich geraume Zeit dem stillen Suff . . . .

Kaum hatte der Bauer die Kirchentür hinter sich ins Schloß geworfen, als über den Rand der Kanzel das lachende, wettergebräunte Gesicht eines kräftigen Burschen auftauchte, der sich dann langsam völlig in dem hölzernen Rund der Kanzel erhob.

Es war der Sagschneider Martl, der sich geduckt und zusammengekauert droben in der Kanzel verborgen gehalten hatte. Jetzt reckte er die steifen Glieder, pfiff leise vor sich hin, zwirbelte sein blondes Schnauzbartl in die Höhe und schritt langsam über die Kanzelstiege in die Kirche hinab. Noch eine Weile setzte er sich rastend in einen Betstuhl, um dann auch die Kirche zu verlassen . . .

Der Pfitscher Stöffl trat ziemlich spät und schwer geladen den Heimweg nach seinem Hof an. Es war eine helle Mondnacht. Etwa hundert Schritte vom Kapruner Wirtshaus entfernt, begegnete er dem Sagschneider Martl.

„Wo kommst denn du her?" fragte der Pfitscherbauer den Martl mit unsicherer Zunge.

„I bin grad' a bissel bei deinem Lenele im Hoamgart g'wesen," sagte der Martl völlig unverfroren.

„Meinetwegen," torkelte der Bauer hin und her. „Meinetwegen könnt's heiraten, wann's wollt's. Mit dem Grobian will i nix mehr z' tuan haben."

„Mit wem?" fragte der Sagschneider Martl unschuldig.

„Mit dem Kassian," versicherte der Stöffl lallend. „Warum sie den zum Heiligen g'macht hab'n, dös weiß der Teufl!"

„Aber Stöffl!" meinte der Sagschneider in gemachtem Entsetzen.

„Laß mich aus mit dem Kassian!" rief der Bauer. „Der is nur so aus Versehen in Kalender kommen. I bin fertig damit. 's Lenele kannst heiraten, wann d' magst. Guate Nacht!"

Ohne von dem Martl noch weiter Notiz zu nehmen, torkelte der Pfitscher Stöffl weiter den steinigen Weg nach seinem Hof. Der Martl schlug einen Pfad nach dem Talgrund ein. Als er etwas weiter drunten war, stieß er einen lauten Juchschrei aus und sang in die stille, helle Nacht . .

„Und a so a so a Diandle,
Und a so a so a feins,
Und a so a so a Schatzele
Gibt's koans als wia meins!"

Der Sohn des Bannerherrn

Episode aus dem Kappeler Krieg.

von Joseph Spillman S.J.

Die Schwester strickte, die Augen auf Wolfgang geheftet. Die alte Magd öffnete leise die Türe; Hedwig erhob sich und verließ geräuschlos das Zimmer.

„Der Herr Pfarrer läßt Euch fragen, wie es mit dem Kranken stehe."

„Er schläft seit gestern abend. Die Hitze und das wirre Reden haben, Gott sei Dank, nachgelassen."

„O das ist gut! Der Doktor hat gesagt, so müsse es kommen, wenn es sich zum Guten wende. Ich habe aber auch gestern abend im Beinhause jedem der heiligen vierzehn Nothelfer ein Kerzlein angezündet."

Hedwig trat leise wieder an das Krankenbett, und wie ihr Blick so voll Liebe und Mitleid auf dem Angesichte des Bruders ruhte, siehe, da öffneten sich seine Lider, und sein Blick war nicht mehr so starr und trüb wie in den letzten Tagen, sondern klar und seelenvoll. Das Auge schloß sich zwar sofort wieder; aber ein wehmütiges Lächeln flog über die Züge des Kranken — es war kein Zweifel, er hatte seine Schwester erkannt.

„Wolfgang, Wolfgang! rief die treue Seele, die Hand des Kranken fassend. „Gott und der seligen Jungfrau sei Dank, welche dich uns wieder schenkten!"

Ein schwacher Händedruck war die Antwort, und wieder senkte sich wohltuender Schlummer auf die Augen des Verwundeten. Das Mädchen aber betete: „Nimm mein Opfer an und schenke ihn uns ganz wieder!"

Zwei Wochen waren verflossen. Wolfgangs Genesung hatte solche Fortschritte gemacht, daß er für Stunden sein Lager verlassen konnte, dank der Kraft seiner Jugend und der liebevollen Pflege seiner Schwester. Da kam die frohe Kunde, der Friede sei geschlossen. Nach den beiden verlorenen Gefechten bei Kappel und auf dem Gubel hatte sich Mutlosigkeit des reformierten Heeres bemächtigt, und wie sehr auch die Räte auf Fortsetzung des Krieges drangen und die Prädikanten eiferten: im Lager der Zwinglianer war die Stimmung keine kriegerische. Offen sprach man es aus, die Katholiken seien Biederleute; sie hätten männlich gehandelt und ihr gutes Recht nach Gebühr geschirmt, und Gott habe gerichtet. So kam es zum Frieden. Auf dem Hof Deinikon bei Baar traten die Abgesandten unter freiem Himmel auf Sankt Otmarstag den 16. Wintermonat 1531 zusammen — der Ort, die „Bühni" genannt, wird heute noch an der alten Straße unterhalb des Breitholzes gezeigt. Da verhandelten sie die Friedensartikel und umarmten sich unter Freudentränen. Der Bannerherr Kolin tat viel zu dieser glücklichen Vereinigung; sein Name steht mit auf der denkwürdigen Urkunde. In ihr wurde der alte katholische Glaube den fünf Orten verbürgt, sie in allen ihren Rechten und Herrlichkeiten bestätigt, und Schadenersatz versprochen. Groß war die Freude in den katholischen Kantonen: von Tal zu Tal verkündeten es die Glocken und von Berg zu Berg die Freudenfeuer.

An einem der letzten Tagen des Wintermonats zog das siegreiche Heer mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele in Zug ein, um Gott in derselben Kirche Dank zu sagen, von der es zum Kampfe ausgezogen war. Die Wintersonne glitzerte und spielte in den Waffen und Rüstungen der Sieger; unendlicher Jubel erfüllte die Gassen des Städtchens. Auf dem Platze unter den Linden wurde die Beute aufgestellt: einunddreißig Geschütze auf Rädern, mehrere hundert Hakenbuchsen und kostbare Gewehre, sechs eroberte Fahnen, dazu Harnische, Helme und Waffen in bunter Menge.

Wolfgang saß am Fenster und schaute dem Zuge zu. Hedwig stand neben ihm.

„Da kommt der Vater; schau, wie stattlich er zu Pferde sitzt, und wie fest seine Hand das wallende Banner trägt. — Sieh, er grüßt uns."

„Der Gruß hat dir gegolten, Hedwig", erwiderte Wolfgang.

„Auch dir, glaube mir, lieber Bruder. Ich sagte es dir schon gestern, du tust dem Vater unrecht, wenn du wähnst, er werde dir nicht verzeihen."

„Ich habe ihn zu bitter und zu tief verletzt. ‚Mein Sohn — ein Verräter, — das steht unauslöschlich in seiner Seele geschrieben! Nein, er kann es mir nie vergessen", klagte gesenkten Hauptes der Genesende.

„Und ich weiß, daß er dir verziehen hat", erwiderte die Schwester. „Unser würdiger Herr Pfarrer ist bei ihm im Lager gewesen. Er hat deinetwegen mit dem Vater gesprochen und ihm alles gesagt, wie du nie vorhattest, den Glauben zu verleugnen, und wie die Züricher dein vertrauendes Herz betrogen haben."

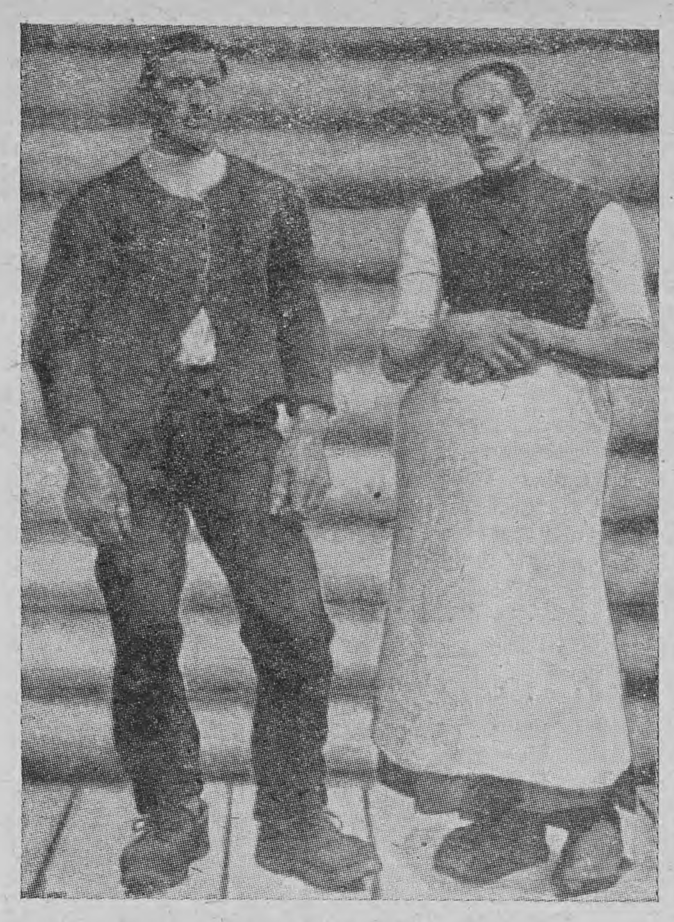
„Und hat er mir Verzeihung verheißen?"

„Er wartet, und mit Recht, daß du ihn darum bittest; — nicht wahr, du tust es, lieber Bruder?"

„Ich werde es tun; es ist meine Pflicht."

„Gott sei gepriesen!" schloß die treue Schwester.

Der Tag ging laut und fröhlich vorüber. Das Haus war voll von Gästen. Die Dämmerung kam, und noch hat-



Albin Egger-Lienz Das Leben.

te Kolin seinen Sohn nicht besucht. Endlich trat Hedwig in die Stube des Genesenden.

„Hat der Vater nach mir gefragt?" forschte Wolfgang ängstlich.

„Er hat sich einmal nach deinem Befinden erkundigt", sagte die Schwester, „dann hatte er den ganzen Tag vollauf mit den Gästen zu tun. Jetzt ist er allein drunten in der Stube."

„So will ich zu ihm hinunter; aber laß uns vorher ein Vaterunser beten."

Die Geschwister knieten nieder und beteten; dann stieg Wolfgang, auf Hedwigs Arm gestützt, die Treppe hinunter. Sie traten in die Stube. Der Vater richtete sich auf, und als er seines Sohnes ansichtig wurde, erfaßte ihn eine gewaltige Bewegung. Wohl hatte er dem ehrwürdigen Pfarrherrn versprochen, seinen Sohn mit Ruhe und Liebe aufzunehmen; aber der plötzliche Eindruck war zu überwältigend. Zürnend blickte sein Auge auf den Jüngling, und mit hartem Tone sagte er: „Mädchen, wen bringst du hier?"

„Vater, Vater! redet nicht so — es ist Euer Sohn, Euer reumütiger Sohn —"

„Er hat sein Land verleugnet, seinen Glauben verleugnet —"

„Und Gott hat ihn heimgesucht und erbarmungsvoll zurückgeführt. Wo Gott verziehen hat, da sollt auch Ihr verzeihen. An uns allen hat er Barmherzigkeit geübt und uns wider jede menschliche Hoffnung diesen glorreichen Sieg verliehen. Wie könnt Ihr an diesem Tag der Erbarmung hart und unerbittlich sein? Und dann, hat er seinen Fehltritt nicht dadurch gesühnt, daß er im Kampfe für unsern heiligen Glauben seine Wunde empfing?"

Die Worte der Jungfrau machten ein tiefen Eindruck auf den Vater; er sah seinen Sohn, der flehend vor ihm niedergesunken war, und sprach in milderem Tone: „Du hast eine gute Fürsprecherin, Wolfgang. Um Gottes willen, der uns diesen herrlichen Sieg verlieh, und um deiner Schwester willen, die für dich bittet, verzeihe ich dir und nehme dich wieder als Sohn an."

„Gott und die heilige Jungfrau seien gepriesen in Ewigkeit!" rief Hedwig.

Und der Bannerherr hob seinen Sohn auf und gab ihm den Versöhnungskuß.

Bald kam das heilige Weihnachtsfest. An diesem schönen Tage durfte Wolfgang zum erstenmal das Haus verlassen. Sein erster Gang war nach Sankt Oswald. Dort empfing er neben Vater und Schwester das Brot der Engel, den Friedensfürsten; noch nie hatten die drei den Gesang der Engel so gut verstanden wie diesmal:

„Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind!" Am Abend sang Wolfgang dem Vater und der Schwester ein schönes Weihnachtslied, und Hedwig begleitete die schlichte Melodie auf ihrer Harfe. Das Lied lautete:

Ich hab' gesehnt, gerungen
Und fand den Frieden nicht,
Bis mir ins Herz gedrungen
Ein seltsames Gedicht.
Das sang von einem Kinde
In einer Krippe klein,
Rings brauseten die Winde,
Es ging durch Mark und Bein.
Das sang von einer Frauen,
So überirdisch schön,
Wie Lilien auf den Auen
Bei rauhen Dornen stehn.
Das sang von Engelchören,
Von süßem Liederschall:
„Gott in der Höh 'sei Ehre,
Friede den Menschen all!"
Und als im Herz erklungen
Dies himmlische Gedicht,
Da hat die Nacht durchdrungen
Ein freudig Friedenslicht.
Das strahlet gar so helle
Durch meine Seele hin,
Muß stets nun an der Schwelle
Des armen Stalles knien.
Muß schauen mit Vertrauen
Aufs holde Kindelein,
Muß flehn zur lieben Frauen,
Sie soll mir Mutter sein!
Ich hab' gesehnt, gerungen
Und fand den Frieden nicht,
Bis mir ins Herz gedrungen
Dies göttliche Gedicht.

So sang der Jüngling, und alle drei dankten dem göttlichen Kinde, das mit seinem Frieden in ihre Herzen eingekehrt war.

Dann hatte Hedwig eine Unterredung mit ihrem Vater. Sie dauerte lange; endlich sagte er: „Gehe und bringe das Opfer das du gelobt hast. Sei eine reine Braut Christi; bete für uns und unser Land."

Auch Wolfgang hatte nicht lange nachher mit dem Vater zu reden. „Vater", sagte er, „es drängt mich, meinen Fehltritt zu sühnen. Ich habe, von irdischer Liebe verblendet, mein Schwert den Feinden unserer Kirche geliehen. So will ich denn aller irdischen Liebe entsagen und meinen Arm der Verteidigung unseres Glaubens weihen. Ich gehe nach Italien und will um das Ordenskleid des hl. Johannes des Täufers flehen. Seine Ritter haben in diesen Jahren Rhodus so heldenmütig verteidigt; in ihren Reihen möchte ich kämpfen und, wenn es Gottes Wille ist, fallen."

Da flammte das Auge des Bannerherrn, und er sagte: „Ziehe hin, mein Sohn, und weihe deinen Arm dem Kampfe gegen den Erbfeind der Christenheit! Geht, geht, meine Kinder! wenn euch Gott haben will, so will ich euch nicht zurückhalten."

Als der Frühling kam und der Schnee auf den Bergen schmolz, schieden die beiden Geschwister von Zug. Hedwig ging nach Einsiedeln; dort nahm sie in dem einsamen Klösterlein in der Au den Schleier. Wolfgang zog über die Alpen nach Rom und von da nach Malta, wo er in den Orden aufgenommen wurde. Drei Jahre später, als die Kunde von der Eroberung von Tunis Europa durchflog, meldeten durch die Schweiz heimkehrende Krieger, unter der tapfern Schar der Malteser habe auch ein junger Zuger sich ausgezeichnet und sei von Kaiser Karl zum Ritter geschlagen worden.

Das war eine frohe Kunde, die der Bannerherr von seinem Sohne erhielt. Der ehrwürdige Mann lebte noch viele Jahre, von seinen Mitbürgern geachtet und geehrt, bis er endlich hochbetagt im Frieden seine Augen schloß. Sein Andenken ist im Segen. Spätere Geschlechter haben sein Bild in Stein gehauen, und heute noch steht er, von Kopf zu Fuß gewappnet, das Zuger Banner in der Hand, auf der stattlichen Brunnensäule vor dem Hause, das er ehemals bewohnte — ein mahnendes Bild aus einer kraftvollen Zeit, die für Recht und Glauben zu kämpfen und zu siegen wußte.

Lange vor ihm starb drüben in Zürich der Säckelmeister Edlibach. Sein Lebensabend war nicht so milde wie der seines vormaligen Freundes in Zug. Nach dem Tode des Junkers Frei hatte er seine Tochter gegen ihren Willen zu einer Ehe mit einem andern vornehmen Züricher vermocht. Die Ehe war aber unglücklich, und Agnes starb bald. Darob grämte sich der alte Mann, und noch ein anderer Wurm nagte an seinem Herzen — bittere Gewissenszweifel. Er war nie von der neuen Religion überzeugt gewesen, und nun fühlte er sein Ende nahen. Es ereilte ihn, bevor er in diesen Kämpfen zu einem Entschlusse gekommen war. Nach seinem Tode verließ die alte Regula Zürich; sie wollte das Glück haben, mit den Tröstungen der katholischen Religion sterben zu können.

Hedwig verlebte lange Jahre voll heiliger Ruhe im Klösterlein in der Au; Gebet und Arbeit kürzten die Stunden. In Demut und Liebe leuchtete sie den frommen Schwestern allen vor, gleich einer reinen, duftenden Lilie unter den Blüten des Gartens. Als die ehrwürdige Äbtissin starb, wurde die Schwester Maria von der Opferung — so lautet Hedwigs Klostername — einstimmig zu ihrer Nachfolgerin erwählt. Unter ihrer milden Leitung erreichte das Kloster die schönste Blüte. Endlich nahte auch ihr Ende; es war sanft und heilig wie ihr Leben. „Ich komme, ich komme", sagte sie in ihren letzten Augenblicken mit verklärtem Antlitze. „Heilige Engel, führt mich zu meiner Mutter, zu meinem Bräutigam." Die guten Nonnen weinten sehr, da sie ihre ehrwürdige Mutter in das Grab senkten.

Als die ersten Rosen auf ihrem Hügel blühten, kam eines Nachmittags der gnädige Abt von Einsiedeln mit einem fremden Pilger an die Klosterpforte. „Macht uns euern Gottesacker auf, Schwester Juliana; der Pilger hier möchte eines eurer Gräber sehen." Die Pförtnerin folgte verwundert dem Befehle des Abtes und staunte nicht wenig, als sie den hochgewachsenen Greis niederknien sah. Lange weilte er da im Gebete; als er sich erhob, brach er eine weiße Rose, die ihren Kelch soeben entfaltet hatte.

„Es ist der Bruder ihrer seligen Äbtissin", sagte der Abt zu den verwunderten Nonnen, „ein Malteserritter. Er ist nach Maria-Einsiedeln gekommen, um seinem Gelübde gemäß das Schwert, welches er vorigen Herbst gegen die Türken führte, in der Gnadenkapelle aufzuhängen. Der andere Zweck seiner Reise, die liebe Schwester, welcher er viel verdankt, noch einmal zu sehen, ist ihm nicht erfüllt worden — Gott wird die Geschwister aber in der himmlischen Heimat mit einem ewigen Wiedersehen erfreuen."

Am folgenden Morgen reiste der Pilger wieder ab, Italien zu. Und über Jahr und Tag legte auch er sich zur Ruhe, und die Ordensbrüder zu Malta gruben ihm ein Grab und pflanzten weiße Rosen darauf, gerade solche, wie sie auf dem Hügel seiner Schwester blühten, deren Opfer ihm Gnade und Erbarmung bei der Mutter aller Barmherzigkeit verdient hatte.

Schluß.

Gebet

Gib Liebe mir und einen frohen Mund,
daß ich dich, Herr, der Erde tue kund,
Gesundheit gib bei sorgenfreiem Gut,
ein frommes Herz und einen festen Mut;
gib Kinder mir, die aller Mühe wert,
verscheuch die Feinde von dem trauten Herd;
gib Flügel dann und einen Hügel Sand,
den Hügel Sand im lieben Vaterland,
die Flügel schenk dem abschiedsschweren Geist,
daß er sich leicht der schönen Welt entreißt.

Die Ochsen

von Schrönghamer-Heimdal

Der Kremhöller hat ein paar überzählige Mastochsen im Stall, die schon längst hätten weggehen sollen. Aber was will man machen, wenn gar keine Handelschaft geht? Um halben Preis die Ochsen herschenken mag der Kremhöller auch nicht, denn er braucht das Geld so bitternotwendig für die Dienstboten, die Versicherungskassen und vor allem für das Finanzamt, das einen Mahnzettel nach dem andern daherschickt und mit Zwangsbetreibung droht, wenn der Säumige nicht binnen acht Tagen seine Schuldigkeit bezahlt.

„Was treib' ich denn nur grad mit den Ochsen?" jammert der Kremhöller der Kremhöllerin vor. Und als echter Germane frägt er sein Weib nach Vätersitte um fraulichen Rat: „Geh weiter, Alte, und sag' mir, was ich mit dem Viehzeug noch anfangen soll? Den ganzen Heustock fressen sie mir zusammen, die zwei Ochsenlackl, und der Schaden wird jeden Tag größer . . ."

Die Kremhöllerin sitzt wie eine Seherin der Vorzeit auf ihrem Küchenschemel und schält Erdäpfel. Aus der Dampfwolke, die vom siedigheißen Hafen zu ihr aufsteigt wie zu einer Pythia, orakelt ihre Stimme den klaren, fortschrittlich eingestellten Spruch: „Setz sie in die Zeitung!"

„Wen in die Zeitung?"

„Die Ochsen natürlich, du Kaspar!"

„Was täten denn meine Ochsen in der Zeitung?" Aber schon geht dem Kremhöller ein Licht auf wie ein Scheinwerfer. „Aha! Jetzt hab' ich dich! Gelt, du meinst hinten auf der letzten Seite, wo die Versteigerungen stehen?"

Die Kremhöllerin nickt als Pythia bejahend aus ihrer Dampfwolke.

Und der Kremhöller setzt seine Sorgenochsen in die Zeitung.

Zwei prachtvolle Mastochsen, namens Scheckl und Muckl, stehen zum Verkauf bei Kaspar Kremhöller, Hofbauer in Niedersumpering.

Von vielen geahnt, von den wenigsten mit Bestimmtheit gewußt, waltet in jeder Landgemeinde ein sogenannter „Steuerspitzel", Treuhänder und Vertrauensmann des Finanzamts. Wenn die Bäuerin ein Ei und und der Bauer ein Ochsen verkaufen will, von dem das Finanzamt nichts wissen soll wegen der Steuer, die man bei diesen schlechten Zeiten einsparen will, so stellt sich regelmäßig die merkwürdige Tatsache heraus, daß es das Finanzamt doch weiß, und dann heißt es blechen und wieder blechen, wenn man nicht wegen versuchter oder schon vollendeter Steuerhinterziehung eingelocht werden will.

Dieses Wissen hat das Finanzamt natürlich nicht von sich aus, sondern eben durch seine „Steuerspitzel", die ihre Nasen, Augen und Ohren überall haben, wo es niemand vermutet, und durch diese Steuerspitzel wird das Finanzamt nicht bloß allmächtig, sondern auch allwissend.

Auch in Niedersumpering sitzt solch ein Steuerspitzel, von niemand geahnt, geschweige denn gewußt.

Und wie dann eines Tages die Ochsen des Kremhöller im Wochenblättlein stehen, schneidet der Steuerspitzel die Anzeige heraus und schickt sie an das Finanzamt.

Dort wird sie fürsorglich dem Akt Kremhöller beigelegt, bis diese Ochsengeschichte einmal spruchreif würde.

Derweilen wartet in Niedersumpering der Kremhöller die längste Zeit auf einen Käufer für seine Mastochsen, aber es kommt keiner.

Der Scheckl und der Muckl machen keine Miene, ihren angestammten Platz im warmen Stalle zu verlassen und das Loch im Heustock wird alleweil größer.

Vorwurfsvoll, schier verzweifelt, steht der Kremhöller vor der Kremhöllerin: „So, jetzt sind die Ochsen in der Zeitung auch gestanden!"

„Nur nicht auslassen", sagt die Kremhöllerin. „Inserieren bringt Gewinn. Tu sie noch einmal in die Zeitung, aber wirksamer muß die Anzeig' abgefaßt sein. Setz dich hin und schreib': Ich diktier' dir's in die Feder."

Die Kremhöllerin diktiert und der Kremhöller schreibt:

Zwei ganz erstklassige, vollkommen ausgefütterte, prima vollfleischige Mastochsen hat dringend abzugeben

Hochachtungsvollst

Kaspar Kremhöller,

Hofbauer in Niedersumpering.

„Respekt!" sagt der Kremhöller. „Das hast los, Alte, das Diktieren . . . Wenn diesmal kein Händler kommt, nachher weiß ich nicht . . ."

Der Steuerspitzel in Niedersumpering macht Mordsaugen hin auf die neue Anzeige des Kremhöller im Wochenblättlein. „Schon wieder ein Paar Mastochsen. Und gleich ganz erstklassige! Da sieht man eigentlich erst, was der Kerl für einen Viehstand hat. Na ja, die Herren am Amt werden dir das Nötige schon besorgen, du wehleidender Bauernfünfer . . . " Schneidet die Anzeige heraus und schickt sie wieder an das Finanzamt. Dort wandert sie zur ersten in den Akt Kremhöller und wartet, bis die Zeit reif wird . . .

Diesmal, hat der Kremhöller gehofft, wird sicher ein Ochsenhändler kommen mit praller Brieftasche und die prima vollfleischigen Viecher auf den ersten Anhieb kaufen.

Vergeblich schaut sich der Kremhöller die Augen aus. Es ist rein wie verhext! Ein solches Kreuz wie mit dem Scheckl und dem Muckl hat er noch nie gehabt mit Mastochsen. Und das Loch im Heustock wird immer tiefer und breiter.

„Diesmal hast du diktert!" sagt er voll Bitterkeit zu seiner Alten.

„Aller guten Dinge sind drei. Ich diktier' noch einmal. Setz' dich hin und schreib'". Und der Kremhöller schreibt.

Zwei hochprima Mastochsen stehen wegen Platzmangel spottbillig zum Verkauf. Nie wiederkehrende Gelegenheit für Metzger und Händler. Wer zuerst kommt, malt zuerst.

Hochachtungsvollst ergebener

Kaspar Kremhöller,

Hofbauer in Niedersumpering.

„Schon wieder ein paar Mastochsen!" schreit der Steuerspitzel von Niedersumpering und haut mit der Faust auf den Tisch, daß die Platte ächzt. „Innerhalb fünf Wochen verkauft jetzt dieser Lump schon das dritte Paar Mastochsen und noch dazu spottbillig, ein Beweis, daß er das Geld schäffelweise daheim haben muß. Und in den Wirtshäusern jammert er über die schlechten Zeiten und die hohen Steuern. Wegen Platzmangel schreibt er diese Ochsen aus! Da sieht man doch deutlich, daß er den Stall vollgestopft voll Vieh hat. Aber wart, Lump, ich helf dir schon, daß du jetzt Platz kriegst im Stall für deine Viecher. Diesmal geh' ich selber aufs Amt, und zwar sofort."

Im Akte des Kremhöller von Niedersumpering finden sich die drei Anzeigen über den Verkauf von je ein paar Mastochsen, oder auf deutsch sechs Stück zusammen, innerhalb fünf Wochen, ohne daß sie der Verkäufer steuermäßig gemeldet hätte.

Das Amt wartet noch eine Weile, ob es der Steuerfrevler nicht doch vorziehe, seiner Pflicht dem Amte und Staate gegenüber nachzukommen.

Da diese Frist ungenützt verstreicht, erhält der Kremhöller eines Tages eine dringende Vorladung vor das Finanzamt. Unentschuldigtes Ausbleiben ist mit Strafe bedroht.

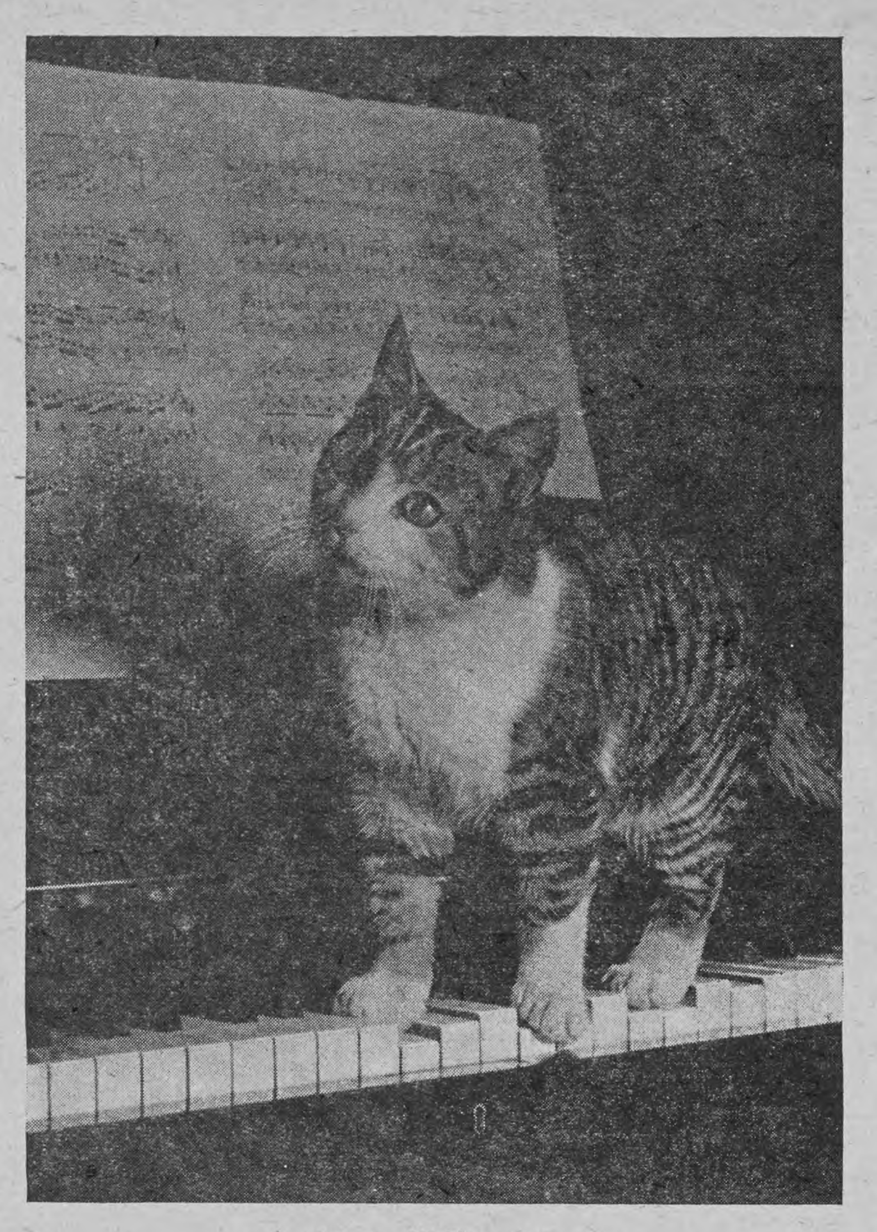
„Da geh' gleich!" sagt die Kremhöllerin bedeutungsvoll. „Und ich geh' mit!"

Und die Kremhöllerischen Ehegatten gehen in seltener Eintracht zusammen in die Stadt auf das hohe, gefürchtete Finanzamt.

Der Kremhöller stößt den Stecken ins Gestein, daß das Feuer fliegt.

Die Kremhöllerin stapft neben dem Bauern her — wutgeladen wie eine Walküre.

„Was werden sie denn heut' wieder wollen?" sagt der Kremhöller ein übers andere Mal. „Wenn doch der Teufel alle Ämter holet!"



Die musikalische Katze.

„Grad uns geschundene Bauernleut' schickanieren sie!" wettert die Kremhöllerin. „Aber heut' helf' ich ihnen auf die Füße! Heut' red' ich einmal mit den Herren! Und das weißt, Kremhöller, wenn ich einmal red', nachher gibt's aus. Denn ich red' deutsch!"

„Ja, das weiß ich, Bäuerin! Wenn du einmal deutsch redest . . ." seufzt der Kremhöller. Er kennt das deutsche Reden seiner Eheholden aus fünfundzwanzigjähriger Erfahrung.

Das Finanzamt ist ein weitläufiges Gebäude mit zahllosen Zimmern und überall stehen Leute davor mit bekümmerten oder zornroten Gesichtern.

Der Kremhöller ist auf Zimmer Nr. 37 geladen, zweiten Stock rechts.

Auf der Zimmertür steht: Vorstand der Fahndungsabteilung.

„Das wär gut", sagt die Kremhöllerin. „Sind wir vielleicht Verbrecher, daß man uns fahnden muß wie die Gendarmen nach den Spitzbuben?"

Resolut reißt sie die Tür auf und zieht ihren Mann hinter sich drein: „Geh' nur, heut' red' ich!"

Der Beamte schaut von seinen Akten auf: „Können Sie nicht anklopfen, wenn Sie in ein fremdes Zimmer treten? Wer sind Sie denn eigentlich?"

„„Wir sind die Hofbauernleut' von Niedersumpering, namens Kremhöller. Mein Mann ist heut' vorgeladen, aber reden tu heut' ich, verstehen Sie mich?"

„Beruhigen Sie sich doch, gute Frau", sucht der Beamte zu beschwichtigen.

„Ich bin keine gute Frau, das müssen Sie sich merken. Und jetzt möcht' ich wissen, warum daß wir vorgeladen sind, und gar noch auf das Spitzbubenzimmer, wo Fahndungsabteilung drauf steht?"

„Es ist wegen Ihrer Mastochsen. Wir haben den Beweis in der Hand, daß Sie innerhalb fünf Wochen sechs Mastochsen verkauft haben. Hier sind die Beweise: Ihre Inserate im Wochenblatt. Da eine Anmeldung zur Steuer bisher nicht erfolgt ist, haben Sie sich des Verbrechens der Steuerhinterziehung schuldig gemacht und Sie werden in Strafe genommen."

„Was werden wir?" wütet die Kremhöllerin und fuchtelt mit ihrem Regenschirm herum.

„Was haben wir verkauft?" ermuntert sich jetzt auch der Kremhöller. „Sechs Ochsen? Nicht einen einzigen! Der halbe Heustock ist schon hin. Und die Ochsen sind noch alleweil da, weil gar kein Handel geht. Dreimal haben wir sie in die Zeitung gesetzt und haben das gute Geld dem schlechten nachgeworfen."

„Sei du stad jetzt", vermahnt die Kremhöllerin. „Denn heut' red' ich! Also wegen dieser Malefizochsengeschichte sprengt uns das Finanzamt heut' in die Stadt herein, als ob wir Bauernleut' daheim keine Arbeit hätten, und gleich auf das Fahndungszimmer als wie die Spitzbuben? Aber das sag' ich Ihnen jetzt, Herr Beamter, wissen Sie, weil ich heut' deutsch red': den Spitzbuben wenn ich erwische, der Ihnen die Inserate da hereingeschickt hat, dem hau' ich den nassen Putzlumpen solange um sein Maul, bis ich kein Faserl mehr in der Hand hab' . . ."

„Gute Frau . . ."

„Ich bin keine gute Frau, das hab' ich Ihnen schon gesagt, und heut' schon gar nicht. Denn heut' red' ich! Also: wenn wir wieder einmal Ochsen zum Verkaufen haben, dann bringen wir sie gleich auf das Finanzamt herein und den Heustock auch dazu. Verstehen Sie mich? Bei euch herinnen geht's auf ein paar Ochsen nimmer zusammen und den Heustock werdet ihr auch brauchen können.

So, Herr, jetzt hab' ich geredet. Jetzt gehen wir, Kaspar. Behüt Gott und nichts für ungut, wenn ich ein bißerl deutsch geworden bin. Die Hauptsach' ist, wenn Sie mich verstanden haben, damit Sie wissen, was Sie zu tun haben, wenn wieder einmal Ochsen in der Zeitung stehen. So, Kaspar, jetzt gehen wir und kaufen uns eine Maß beim Sternbräu. Wenn ich deutsch red', krieg ich allemal einen solchen Durst."

Der Beamte lächelt und lacht dann hellauf.

Er weiß ja, wer hier der schuldige Teil ist, und nimmt sich vor, die sechs Mastochsen mitsamt dem Heustock dem Steuerspitzel an den Kopf zu werfen, wenn er bei nächster Gelegenheit wieder zum Amt kommt.

Nur schade, daß er der deutschredenden Kremhöllerin den Gewährsmann in dieser Malefizochsengeschichte nicht verraten darf.

Er würde es ihm von Herzen gönnen, wenn die Kremhöllerin, wie angedroht, mit dem Putzlumpen deutsch reden könnte mit einem Gewährsmann, der durch seine Anzeigen das Amt so gründlich hereingelegt hat.

Fürchte dich nicht . . .

Man hat ausgerechnet, daß in der Bibel im Ganzen 365 Mal das Wort vorkommt: **„Fürchte dich nicht!"** Also —einmal auf jeden Tag des Jahres. Der Herr muß die **feige Menschenfurcht** gut gekannt haben, daß er es zuließ, in seinen Büchern dieses Wort uns so oft zu wiederholen. —

Fürchten wir uns nicht — vor der Welt und ihrem Geschrei gegen uns. Der Herr hat uns seine Hilfe versprochen, wenn wir ihm nur treu dienen. —

Fürchten wir uns nicht — vor Hohn, Spott, Verachtung und Verleumdung. Auch sie dauern nicht ewig und können dazu dienen, uns demütig und hart zu machen in der Treue zu Gott und unserem Gewissen.

Fürchten wir uns nicht — vor Feiglingen, die uns hinterrücks mit dem Wurfspieß der Unterstellung und Unterschiebung bekämpfen, die in der Manie leben, wir seien ihnen Tag und Nacht auf den Fersen und verfolgten sie, deshalb müßten sie mit Lüge und sonstigen minderwertigen Mitteln uns bekämpfen. —

Nein, fürchten wir uns vor keinem Menschen — fürchten wir uns **einzig vor Gott.** Und **diese Furcht** ist keine ängstliche Furcht, — keine Feigheit — sie ist die bloße Furcht der ringenden Seele, sie könnte sich von dem entfernen, was allein ihr zum Heile dient und ihr einzig wahres Glück ganz und vollkommen enthält. —

365 Mal sagt es uns die Bibel, das Buch der Bücher: **Nein — fürchte dich nicht! —**

—Steinkohlenbergwerke hatten schon die Römer in Etrurien und Spanien angelegt.

—Der erste Dampfer Deutschlands (in England erbaut) fuhr im Jahre 1816 von Hamburg nach Cuxhaven.

—Das Wort „Barbaren" kennzeichnete bei den alten Griechen alle Fremden, die nicht die griechische Sprache beherrschten.

—Die meisten Pflanzen verdunsten im Laufe eines Tages ihr eigenes Gewicht, oft auch das Mehrfache davon an Wasser.

—Die in unserer Zahnpaste enthaltene Kreide stammt von der Halbinsel Jasmund im Nordosten Rügens.

—Die meisten künstlichen Riechstoffe werden aus dem Steinkohlenteer gewonnen.

Der groessere Narr

erzählt von Grete Schoeppl

König Heinrich hielt sich wie so mancher andere König auch einen Hofnarren. Einem seiner witzigen Untertanen hatte er einfach eines Tages kurzerhand den Narrenstab mit den Worten in die Hand gedrückt:

„Du sollst jetzt mein Narr sein und diesen Stab so lange tragen, bis du einen größeren Narren findest, als du einer bist!"

Der Narr war es zufrieden und ward von nun ab des Königs Spaßmacher.

Überall, wo es Feste zu feiern galt und auch der König zugegen war, durfte auch der Narr nicht fehlen. Er unterhielt mit seinen Witzen und Possen, seinem närrischen Geplauder, dem aber stets ein versteckter Doppelsinn innewohnte, nicht nur seinen Herrscher, sondern die ganze Hofgesellschaft. Was niemand sich ins Gesicht zu sagen traute, dem Narren war dies ohneweiteres gestattet.

Die Zeit verstrich. Die rauschenden Festlichkeiten verblaßten allmählich, König Heinrich war alt geworden und eines Tages lag er, ehe er sichs eigentlich so recht versehen, auf dem Totenbette. Da ließ er noch einmal seinen Narren zu sich kommen und sagte zu ihm:

„Ich bin im Begriffe, Narr, eine große Reise anzutreten!"

„Wohin wird's denn gar gehen, mein König? Und wann gedenkst du zurückzukommen?"

„Es geht in die Ewigkeit, Narr, und von dort ist noch niemand zurückgekommen."

„Habt Ihr auch für diese Reise die entsprechenden Vorkehrungen getroffen, Herr König?"

Heinrich schüttelte den Kopf.

„Wie? Ihr gedenkt eine so große Reise zu tun, von der Ihr nimmermehr zurückkommen werdet, und habet Euch nicht hierzu vorbereitet?! König, dann seid ja Ihr der größere Narr als ich!"

Mit diesen Worten überreichte der Hofnarr seinem Herrn und Gebieter den Narrenstab.

„Wißt Ihr es noch, o König, wie Ihr mir einst diesen Stab mit den Worten überreichtet, ich solle ihn so lange tragen, bis ich einen größeren Narren als ich selber bin, gefunden hätte! Dieser Narr ist nun gefunden. Ihr selber seid dieser Narr! Da habt Ihr Euren Stab zurück und seht, wie Ihr diese große Reise bestehen werdet!"

Der König nahm den Stab in die Hand und lächelte müde. Aber er zögerte nicht und traf nunmehr alle Vorbereitungen, die für die Reise in die Ewigkeit nötig sind.

Er dankte der Offenheit des Narren, die ihm diesen Weg gewiesen, zu dem ihm die geschraubten Phrasen und tiefen Bücklinge seiner Höflinge nie verholfen hätten.

Er starb eines guten Todes.

Und was ist auf dieser Erde wohl wichtiger, als eines guten Todes zu sterben?!

Ins Verderben

Sind ausgelöscht des Glaubens Sterne,
Die einzig sich're Führer sind,
Dann tappt die Welt in dunkle Ferne
Als wie ein blindes Menschenkind.
Es führen all des Irrtums Pfade
In grauenvolle dunkle Nacht,
Wo nicht ein Strahl vom Licht der Gnade,
Kein heller Stern des Trostes wacht.
Wohl lodert auf den dunklen Wegen
Durch Qualm und Rauch ein Fackelbrand,
Der leuchtet nicht dem Glück entgegen
Und führt in kein gelobtes Land.
Und schwingen noch so hoch die Hände
Den wilden, tollen Fackelbrand,
Der Weg führt doch am letzten Ende
An des Verderbens dunklen Rand.
Des Todes Hauch löscht aus die Lichter
Bis auf den allerletzten Schein;
Dann steh'n sie vor dem ew'gen Richter,
Und wie wird dann das Urteil sein? —

Hans Furchtlos.



Gibt es auch Männerklatsch? Oder reden sie von der ernsten Politik und den bösen Steuern?

Das Familienbuch

Der Herr Professor war nun endlich in Ferien gekommen. Auf dem Leutlehof herrschte darüber große Freude, waren es doch schon bald zehn Jahre, daß der zweitälteste Sohn nicht mehr auf dem väterlichen Hof gewesen war. Viel lag dazwischen: Krieg, Studium, Heirat, Berufsleben. Aber endlich wurde es doch wahr: Albert kehrte heim auf lange vier Wochen.

Heute morgen war er von Eugen durch die Stallungen geführt worden, nachdem ihm Frieda, die Bäuerin, stolz die sauberen Kammern und Stuben gezeigt hatte. Dann folgte ein kleiner Rundgang durch den Hausgarten und die nahegelegenen Felder und auf den kleinen Hügel hinauf, von wo aus man einen herrlichen Rundblick über das reiche Besitztum des Leutlehofs hatte. Gar nicht fertig wurde der Stadtsohn mit Staunen und Schauen und sein bäuerlicher Bruder mit Erklären und Erzählen. „Schade, daß die Eltern nicht mehr leben", war so oft seines Satzes Schluß. Als dann die Glocken zum Amt läuteten, machten sich die Bewohner des Hofes auf den Kirchgang. Albert fühlte sich in die Zeit seiner Jugend zurückversetzt, als er die alte Dorfkirche betrat, deren Heiligenfiguren heute wie damals mild herniederlächelten, in deren Fensterscheiben sich die Sonnenstrahlen noch immer verfingen, wo die brave Orgel noch ein bissel heiser geworden war und wo die Worte des Gottvertrauens und des Glaubens heute wie einst von der Kanzel in sein Herz drangen. Doppelt glücklich, daß er keiner von jenen Söhnen des Dorfes war, die hinaus gezogen waren, um in der Weite Gott zu verlieren.

Am frühen Nachmittag kamen dann viele Besucher: Bekannte, einstige Freunde und Verwandte, die nur ein Viertelstündchen mit dem Albert Errinerungen austauschen wollten. Dann zog gegen Abend jene feiertägliche Ruhe in den Hof, die den Sonntag auf dem Lande so kennzeichnet. Knechte und Mägde waren ausgeflogen, die Kinder spielten draußen auf den Matten, die Bäuerin war auf einem Bittgang zur St. Liobakapelle; nur Eugen der Bauer und Albert der Städtler waren in der Stube. Da holte der Bauer aus der obersten Lade der großmütterlichen Kommode ein handgebundenes Buch und legte es stillschweigend vor Albert hin. „Führst du unser Familienbuch weiter?" „Freilich!" Der Professor begann erinnernd zu blättern, schlug hier und da auf:

„Johann Kirner hat im Jahre des Herrn 1570 diesen Hof erbauet. Ihm zur Seite stand in Treue sein Weib Anna, Gott schenkte ihnen 11 gesunde Kinder. Ihm sein Dank!"

„1610 brannte der Leutlehof bis auf die Grundmauern nieder. Gott auferlegte uns diese Prüfung, sein Name sei gelobt. 1611 konnte mit dem neuen Hofbau begonnen werden. Wir stellen ihn unter den Schutz des Höchsten."

„Die schwarze Pest raffte in den Jahren 1616 bis 1618 nach Gottes unerforschlichem Ratschluß Mensch und Vieh auf dem Leutlehof dahin, so daß nur noch der jüngste Sohn am Leben blieb. Gottes Kraft verlieh ihm, den Hof wieder zur Blüte zu bringen."

„Im Kriegsjahre 1646 wurde von herumziehenden Horden unser Hof ausgeplündert und gebrandschatzt. Wie durch ein Wunder entkam Eva Kirner, die später den Joseph Winter ehelichte und dem Hof neue Erben schenkte."

„Nach dem Frieden, der den 30-jährigen Krieg beendete, läuteten in unserem Tal zum erstenmal wieder Kirchenglocken. Die Kinder meinten, es wäre ein himmlisch Glockenspiel. Die Alten weinten vor Freude."

„Um 1700 traten viele Hofbesitzer den Reformierten bei. Der Leutlehof hielt treu an seinem alten Glauben zu einer Mahnung."

„Bei einem schrecklichen Gewitter wurde der Leutlehof zum zweitenmal ein Raub der Flammen. Nur das uralte Holzkreuz konnte aus dem Herrgottswinkel unversehrt geborgen werden. Es wird seither wie ein Heiligtum geschätzt."

„Der Hofbauer Richard Winter kehrte aus dem Siebenjährigen Krieg nicht mehr zurück. Sein einziger, damals 18jähriger Sohn mußte das große Erbe antreten. Aber Gott stärkte ihn in seinem Beginnen."

„Der Herr rief den einzigen Sohn des Heinrich Winter zum Priesterstand. Die Eltern brachten das Opfer willig. Der Hof ging durch eine Tochterheirat über an das Geschlecht Walter. Gott segnete durch einen heiligmäßigen Priester die kommenden Generationen."

„Im Jahre 1887 war Mißwachs und Trockenheit, daß eine Hungersnot in unser Tal einzog. Es wurden Bittgänge veranstaltet, und Gott erhörte unsere Gebete. Wir aber erkannten, daß wir arm und klein sind vor Ihm."

Der Professor Albert Walter schlug langsam das Familienbuch zu. „Eugen," sagte er, „dies ist ein lebendiges Glaubensbekenntnis unserer Ahnen. Ich bin glücklich, daß du es in Ehren hälst und weiterführen wirst." Der Bruder streckte ihm die Hand hin: „Albert, dies Buch ist mehr wert als Gold und Goldswert. Dies Buch will mehr sein als eine Augenblickslaune. Hier liegt ein Stück Gottesseele unseres Volkes."

Pruefstein

Es ist nicht schwer ein Christ zu sein,
Im Gotteshaus, im Kämmerlein,
Wenn aus Gesang, Wort und Gebet
Dir Gottes Geist entgegen weht.
Doch mitten in bewegter Welt,
Dem bunten Treiben zugestellt,
Umfunkelt von des Goldes Glanz,
Umrauscht von Spiel und Wirbeltanz,
Bei harter Arbeit spät und früh,
Bei Sorge, Last, Gefahr und Müh',
In strenger Knechtschaft hartem Joch,
In Ketten und im Kellerloch,
In hartem Pfühl, in Not und Schmerz
Erprobt sich erst das Christenherz.

Julius Sturm.

Der Sonntag

Von P. Otto Hophan

(„Die Woche im Bild", Schweiz)

Mit diesem Artikel beginnen wir eine Serie über die Tage der Woche. Der Schreiber, ein Schweizer im Priesterkleid, gibt uns da wundersame Gedanken über die christliche Bedeutung der einzelnen Wochentage, die wir schon so lange Jahre leben, deren Christensinn uns aber so unbekannt ist. Jeder Leser sollte sich diese Artikel aufbewahren, sie seinen Kindern erklären — und besonders in der Familie nach ihnen leben.

Die Schriftltg.

Drei Namen, drei Titel zieren diesen Tag, und jeder sagt Wesentliches von ihm aus. Er wird „der erste Tag", „der Tag des Herrn" und der „Sonntag" genannt. Erst wenn der Sonntag von allen drei Seiten aus gesehen wird, nicht nur von der einen oder der andern, zeigt sich sein ganzes und wahres Bild. Manchen ist der Sonntag nur „der erste" und einträglichste — Werktag; andern, unzähligen nur „der Tag der Sonne" und der Lust; dritten, wenigen, allein „der Tag des Herrn". Diese ausschließlichen Auffassungen vom Sonntag sind unrichtig, zum mindesten unvollständig. Der christliche Sonntag ist nicht das eine ohne das andere, sondern—bereits hier ein Abbild der Heiligsten Dreifaltigkeit —alle Drei zusammen: er ist der erste Tag und der Tag des Herrn und der Tag der Sonne. Das ist im folgenden auseinanderzulegen:

Der Erste Tag.

Schon die Juden nannten diesen Tag „den ersten— nach dem Sabbat"! Uns Christen ist der Sonntag der Erste, nicht nur der erste, der Erste in sich und wegen sich, ohne Rücksicht und Hörigkeit zum Sabbat; der Erste nicht nur der Reihe, sondern der Würde nach; der Erstgeborene der christlichen Woche, der Kronprinz, der vor den sechs andern Tagen, auch vor dem Sabbat, Vorrang und Vortritt hat.

Vielfach wird der Sonntag lediglich als Fortsetzung oder Verlegung des jüdischen Sabbats angesehen. Das ist sehr falsch. Gewiß bestehen Ähnlichkeiten zwischen Sonntag und Sabbat. Der Sonntag ist den Christen, der Sabbat den Juden der heilige Tag. Es ist sogar wahrscheinlich, daß beide, Sonntag und Sabbat, in einem Urgebote der Natur wurzeln; es mag in unserer leiblich-seelischen Eigenart begründet sein, daß wir uns in regelmäßigen Zeitabständen Gott zuwenden und Ihm von jeder Woche einen Tag weihen. Doch hat sich der Sonntag durchaus nicht aus dem Sabbat entwickelt; noch weniger hat das Sabbatgebot irgend eine Geltung für uns Christen. Wir Christen sind auf das Sabbatgebot so wenig verpflichtet wie etwa auf die Beschneidung, das Verbot von Schweinefleisch und die lange Liste der andern jüdischen Zeremonialgesetze. Schon Christus sprach das großartige, die Juden bestürzende Wort: „Der Menschensohn ist Herr auch über den Sabbat." Mk. 2, 28. Mit diesem königlichen Wort nahm der Herr das Recht in Anspruch, auch heiligste Ordnungen abzuschaffen, wenn sie ihren Sinn und Zweck „erfüllt" hatten, Mt. 5, 17ff. Wie der Meister, dachten und taten auch die Apostel. Auch sie brachen die Brücke zur Religion ihrer Väter nicht brüske ab; doch kannten und kündeten sie die Freiheit des Christenmenschen vom Gesetze des Moses. Paulus lehrt die Christen ausdrücklich, daß der Sabbat für sie unverbindlich sei: „Niemand soll euch richten wegen . . . eines Festes, Neumondes oder Sabbats. Das sind nur Schattenbilder des Künftigen, das Wesenhafte gehört Christus an." Kol. 2, 16.

Töricht ist darum der ständig wiederkehrende Vorwurf der Bibelforscher unserer Tage, die Kirche habe mit der Einführung des Sonntags den Sabbat gebrochen oder doch gebogen. Der Sabbat geht uns Christen überhaupt nichts mehr an. Er war die göttliche Anordnung für die Juden. Wir aber sind Christen, und Gott sei gedankt, daß wir es sind. Man kann und soll auch nicht sagen, daß wir den Sonntag „anstatt" des Sabbats feiern, gleichsam verschämt, aus einem heimlich beunruhigten Gewissen. Der Sonntag ist nicht ein getaufter Sabbat, sondern eine Neuschöpfung, wir begehen ihn nicht wegen „des dritten Gebotes Gottes", sondern aus der Anordnung der Kirche, der Christus die Macht zu binden und zu lösen übertragen hat.

Es hat nun einen tiefen Sinn, wenn wir Christen den ersten Wochentag zugleich als —Ruhetag begehen. Schon die Heiden des zweiten Jahrhunderts fanden es erstaunlich, daß die Christen an diesem, nach ihren Begriffen „hellen, heiteren Werktag" feierten. Die Juden hielten als Ruhetag den Sabbat, weil Gott Selber „am siebten Tage von Seinem ganzen Werke ausruhte, das Er geschaffen hatte". Dieser siebte Tag ist auch uns weiterherum wieder zu einem Ruhetag oder doch Ruhehalbtag geworden, denn der freie Samstagnachmittag, diese wertvolle soziale Errungenschaft, ist heute eine erfreuliche Selbstverständlichkeit für Schulen, Fabriken und Büros. In der modernen Hetze kommt der Mensch mit einem einzigen Ruhetag nicht mehr aus, abgesehen davon, daß die viel geruhsameren Zeiten des Mittelalters jede Woche

neben dem Sonntag noch irgend einen Feiertag begingen. Diese moderne „Sabbatruhe", da auch der Mensch „ausruht vom ganzen Werke, das er geschaffen", ist die süße, entspannte Ruhe des Wochenendes. Die Sonntagsruhe hingegen ist — sollte sein! — die fruchtbare, spannende Sammlung des Wochenanfangs, die schöpferische Pause vor dem Werk einer neuen Woche, der frohe Ausblick vom Gipfel des höchsten Tages hinüber zu den sechs Churfirsten der anderen Tage. Der Samstag sollte uns den Staub, die Müdigkeit und Bitterkeit der vergangenen Woche wegnehmen; der Sonntag sollte uns mit neuem Glauben und Mut für die kommende Woche füllen. Die Samstagsruhe ist darum — sollte sein! — wie ein schützendes Vordach für die heilige Ruhe des Sonntags. Wir unterscheiden zu wenig zwischen Samstags- und Sonntagsruhe, sondern spannen über den letzten und den ersten Tag der Woche das gleiche flache Zelt des „Wochenendes". Der erste Tag der Woche ist vielen der letzte, der Kehrichtkübel aller andern geworden. Anstatt sich am Sonntag für eine neue Woche zu füllen und zu sammeln, verbrauchen sich viele gerade an diesem Tage leiblich und seelisch wie an keinem andern. Kann aus einem solchen „ersten Tage" eine neue, schöne, schöpferische Woche werden?

Die kirchlichen und staatlichen Gesetze verbieten, um die Ruhe des Sonntags zu schützen, die sogenannten „knechtlichen Arbeiten". Diese menschenfreundliche Gesetzgebung hat sich aus dem schönen Brauch der christlichen Frühzeit entwickelt, „die Knechte", das heißt die Sklaven, am Sonntag von ihrer schweren Arbeit zu befreien, um ihnen dadurch die religiöse Sonntagsfeier zu ermöglichen. Der Kirche und dem Staat gebühren dafür die dankbare Anerkennung des hart arbeitenden Volkes. Bedarf jedoch nur der Handarbeiter der Sonntagsruhe? Allzu unbekümmert meinen viele Arbeiter des Geistes, für sie gelte das Gebot der Sonntagsruhe überhaupt nicht, obwohl auch sie, ja gerade sie wirkliche Knechte ihrer Arbeit sind. Man versteife sich doch nicht moralistisch-casuistisch auf den Begriff „knechtliche Arbeit"! Es verstößt sicher, wenn auch nicht gegen den Buchstaben, so doch gegen den Geist der Sonntagsruhe, wenn einem Kaufmann der Sonntag gerade gut genug ist, um seine Geschäftsbücher nachzuführen; wenn der Lehrer den Schülern doppelte Lektionen aufgibt mit der merkwürdigen Begründung, daß ja „morgen Sonntag sei"; wenn der Wissenschaftler am Sonntag studiert, bis ihm fast das Hirn übersiedelt; wenn das Geklapper der Schreibmaschine kein Ende nimmt, mag sie zufällig auch „fromme" Sachen hervorbringen. Eine Frau die am Sonntag Strümpfe stopft, und ein Bauer, der, dem Wetterbericht des Radios mit Grund mißtrauend, sein Heu einführt, verrichten im Sinne der Moral unerlaubte, knechtliche Arbeit. Und gewiß sollen die Frauen und der Bauer am Sonntag das Arbeiten lassen, sie sind ja an den sechs Werktagen damit geplagt genug. Doch halte auch der geistige Arbeiter die Sonntagsruhe für sich nicht unnötig und unverbindlich!

Gott hat am Sonntag das Licht erschaffen! Damit hat Er auch uns das Werk für diesen ersten Wochentag vorgezeigt. Denn auch der Sonntag hat sein Werk. Er ist uns wohl ein Tag der Ruhe, aber nicht ein Tag des Nichtstuns wie der Sabbat den Juden. Das Werk des Sonntags ist auch für uns — Schaffung des Lichtes. Auf der Spitze dieses ersten Wochentages soll Licht entzündet werden, das alle andern Tage hell macht. Wo aber gibt es Licht? Gott ist das Licht. Darum ist uns der Sonntag nicht nur ein Tag der Ruhe, sondern der Religion. Er ist uns der „erste Tag", weil — und wenn — er zugleich „Tag des Herrn" ist.

(Fortsetzung folgt.)

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

Vol. XV. April 1947 No. 7

WHO SHALL ROLL ACK THE STONE?

Another Easter, bright with heavenly glory, reminds us not only that Christ, the King of kings, is risen, but that He "reigns" over this world so mutilated by man's fiendish work that we wonder at its preservation from Gods's wrath.

This is the most important of all feasts of the Ecclesiastical Year and, as the fundamental miracle of our faith, it is a pledge of hope and a supreme revelation of God's sublime love of His ungrateful creatures. The pledge of hope fortifies the doubtful, wavering heart today as it did on that first Resurrection morning when, before dawn, Mary Magdalen hastened along the dark, silent road from Bethany to Jerusalem, the jar of spices for the embalming of the sacred Body of her Lord, pressed to her bosom. "Who will roll away the stone from the sepulchre?" she asked her companions.

Undismayed, they pressed on, hoping the Master would provide a means of help. He did, but not as the loving Magdalen imagined. The entrance to the sepulchre was open, but He was not within!

Today in the anti-God countries, they have tried to put Christ out of the way, beneath a stone, by murdering His priests by the thousands and burying them in trenches! They have desecrated and stripped His churches! They have starved millions of His followers by denying them the means of public worship! They have poisoned His children with hatred for God! Yet, these various crucifixions fail to keep Him dead, under a stone. The stone is rolled away again and again! Over and over again, He rises! In international decisions of vital importance, as in the recent Moscow Conference, the high contracting parties entomb Christ, the Supreme Ruler of the world, to get rid of Him. They wilfully ignore the fact that "Unless the Lord keep the city, he watcheth in vain that keepeth it" (Ps. 126). In thrusting Him into a tomb, sealing the stone against Him and placing a guard over it, they likewise crush millions of human hearts under stones of savage persecution. But the more He is persecuted, the more vitally He lives! The deeper they bury Him, the mightier is His rising! And shall His peoples be crushed out of existance?

The story of the Resurrection, as written into the history of nations, is reenacted in the lives of peoples who, crucified and bur-

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $2.00 a year.

ied under the stones of Nazism, Communism and Fascism, but faithful to their God, shall have the stones rolled away, to rise again in purer strength and spiritual power, with the glorious Risen Saviour in their midst.

A people may disintegrate and even disappear through rottenness from within, as crumbles the most massive building infested with the boring termite, but interior soundness of faith, resting on impregnable foundations, will withstand bitter persecutions, as the sturdy oak wrestles with and defies the hurricane's onslaughts. This has been proved repeatedly in the history of the Irish and Polish peoples. Through the centuries, though almost annihilated and buried under the stones of persecution, they have rolled away those stones, rising in possession of their true God.

If Christ's Gospel terminated with the Crucifixion, it would be one of despair and death. Our Christian life would be dark indeed, with no gleam of hope to lift our hearts above the sordid. It is the Resurrection that fills men's hearts with hope for a better world, brightened by the glorious light shed from the Savior's tomb on Easter morning and streaming down through nearly two thousand years, dispelling the gloom of evil in all corners of the earth.

It was in the light of the Resurrection that the Apostles went forth to martyrdom, "rejoicing that they were accounted to be worthy to suffer persecution for the name of Jesus." As on the first Easter, Christ triumphed over His enemies and death, so today at His appointed hour, when men shall have spent themselves in the madness of hate, the "encircling gloom" will vanish, and the glorious Victor will roll back the stone barriers crushing minority peoples, "to reign as King of His world."

—"Mary Immaculate"

Easter—a synonym for **Gladness.** Easter brings the triumph over evil and sin, and the guarantee that when our own passiontide is over (for each one has his Calvary according to his strength) then shall we recover what was our divine heretage at the start, and so shall "gladness" reign forever in the hearts of men.

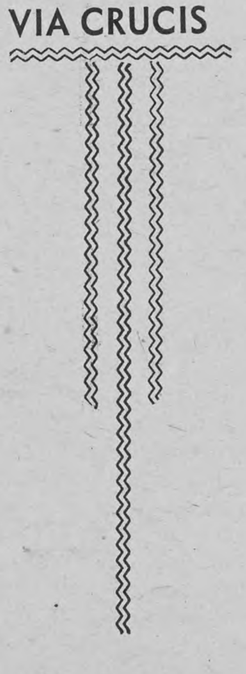
Happy Easter! Blessed Prophecy! Consoling Pledge to men of good will! Christians, be heartened! As Christ Our Lord hath risen, so, too, shall we.

—Bishop J. A. Walsh.

Alert Alter Boy

On one occasion Archbishop Ullathorne of Birmingham took as the text of his sermon the words from the Mass: "Domine, non sum dignus." An altar boy, who had just finished his training for serving Mass, being properly instructed to ring the bell when the priest said "Domine, non sum dignus," was delighted when he heard the Archbishop sonorously pronouncing the same words in his sermon, and immediately hit the gong as hard as he could. Disappointed, however, at not hearing them repeated three times, as he had been told they would be, he listened intently, and was soon rewarded by hearing them again in the course of the sermon. He promptly hit the gong with vigor the second time. When the same thing happened a third time, the Archbishop could put up with it no longer, and begged that some kind soul would take the stick away from the zealous but distracting server.

VIA CRUCIS



"He is risen, He is not here . . ."
Calvary lies behind Him.
Look for Him not in doubt and fear;
Only the brave may find Him.
"He is risen", but you are yet
Tombed, with your sins heaped o'er you.
Vainly He died if you forget
Calvary lies before you.
"He is risen", and gone to God,
Death and the world behind Him . . .
Plain is the path His feet have trod;
Take up your cross, and find Him.

Henry J. Cromey, O.M.I.



THE DEDICATION

Mary Whiteford

For the second time in ten minutes, Michael Boyer lighted a cigar, puffed at it once and tossed it into the fireplace. His mind, he told himself, must be slipping. He was never overwrought or nervous like this. But naturally, his brain was exhausted. The decision that had been nagging at his heart these past days had taken a lot out of him. It had not been an easy one to make. Now that it was settled, he ought to be able to relax. He'd been stupid to try for these two years to endure the terrible loneliness of this house. The big rooms were too crowded with the memories of people who were no longer part of his life. It had needed laughter, and happiness. It needed a woman, a house like this did!

Marian's empty chair beside his at the fireplace was a constant reproach that his own stupidity had driven her from his life. The red leather stool between their two chairs, that had been young Michael's favorite perch, mocked him. "Dad you've been a heel to mother," young Mike would have said. "You think you have a quarrel with God because he saw fit to swipe me off at Dunkirk and you take it out on mother. You can't expect a woman like Mom to spend the rest of her life with a man who doesn't want to do anything but drink himself into a mental and moral blur."

Resting his arms on his knees, Michael leaned forward, staring into the fire. Maybe he'd telephone Marian. It would be something just to hear her voice again. This would be the last time he could call her, of course. Maybe he might be smart to pour himself a little nip first,—a man needed something to give him courage to talk to a woman who'd loved him and lived with him for twenty years, and then found him unbearable. He wished he could tell her what he was planning to do. But of course he couldn't. He wouldn't do that to her. She was wrong, though, to think he ever loved Emily as he loved her.

For the second time, the doorbell rang. Why the devil, he wondered, didn't someone answer it. Why did he pay two people to run his house if they didn't even answer his doorbell. A house needed a woman, that was it—a woman who was interested in seeing that it was properly managed. A woman who'd love man who was head of it an wouldn't mind if he'd take a little drink now and then. Emily wouldn't mind. She was just as good a sport as she was a secretary. Well, he'd better see who was at the door.

He might have known, he thought, as he flung it open, that it would be Father Carey. Of all the days of the year for the old man to call!

"Come in, Father. I'm sorry you were kept waiting on the doorstep, but I'm all alone here today."

The old priest's eyes were rather like Marian's, Michael reflected. That same blue. Clear and honest eyes. "I've been sitting here beside the fire dreaming, Father, and I was just going to have a little drink. What will you have?"

"Scotch and plain water, please, Michael. Reverend Mother says you didn't answer her note and she wants to be sure you'll be at the dedication tomorrow. They have the front seat reserved for you, of course."

Michael was annoyed. Leave it to this pious old guy to put his foot into things. What on earth had happened to Father Carey. He used to be a top-ranking guy, a man anyone



Christ and children.

would like. But these last couple of years since young Mickey . . since young Mickey wasn't here, and since Marian had left him, Father Carey had become an interfering old fossil.

"I'd completely forgotten about the dedication, Father. No, I won't be there," he said slowly; "I've made other plans."

Father Carey matched his fingertips, leaning back. "That's too bad. It will make things a little flat somehow. Have you seen the chapel since it's finished, by the way, Michael?"

"No, Father. I've meant to drop in, but just didn't get around to it. So long as I pay the bills, though, I don't suppose the nuns will care much whether I'm there for the big day!"

Thoughtfully, Father Carey tamped the tobacco in his pipe. "Well, since you've given the chapel as memorial to young Mickey, and since the Bishop is coming to dedicate it, I'd hoped you'd be there, of course. The nuns will be disappointed."

"The chapel wasn't my idea, Father. It was Marian's. She knew how badly they needed a bigger one. There's no use beating around the bush with you, Father. I've finished with this religious tosh. What the devil did it ever get me? Every night since young Mickey learned to say his prayers, he and Marian and I said the Rosary together. After he went away, Marian and I said it alone,—no matter how darned tired we were when we'd come in from partying, we'd say the Rosary asking the Blessed Mother to look after Mickey. I dug pretty deep into capital to put up the chapel in honor of the Blessed Virgin,—hoping she'd give young Mickey some special attention, and that he'd come out of this infernal war safely . . . But what happened! Father,—prayer is just the bunk. What the devil did it ever get me. My son was killed. My wife left me, and I've become a drunk!"

He felt his hands clenching with the terrible spasm of grief that tore through him when he spoke of Michael. "What did the Blessed Virgin ever do for me—after all I tried to do for her!" Stinging pain paralyzed his throat and sent white spears of fire to stab at his eyes.

It was strange, he thought, how quickly Father Carey's face could change. If only the old man would get out and leave him alone. Pools of gray ice, the old man's eyes were now. Michael stood up and rested his hands against the mantel, staring into the fire.

"I'll drive you home, Father." He turned again, adjusting the fire screen. "These birch logs are full of chips that fly off. We don't want to burn the house down." If he kept on talking, maybe the old man wouldn't try any more pious gab on him. "I don't want to seem to hurry you, Father, but as a matter of fact, I'm going out. I have an engagement." Wouldn't the old man be surprised if he knew what the engagement was!

Instantly, Father Carey was on his feet. "I'm sorry, Michael. Why didn't you tell me? I hope

I haven't delayed you."

"Oh, no, there's no terrible rush." The old man's embarrassment confused him.

"If it's the woman you've been around with, Michael, for the love of God don't do anything hasty. Some day you and Marian will be together again."

Oh, the pious old fool, Michael thought angrily. What the devil does he know about it. Leave it to an old priest to act as though all the answers to everything were in his pocket.

"Marian and I are completely finished, Father," he said. To cover his confusion, he picked up a cigarette.

"Well, aside from the fact that you're both very dear to me, I especially regret that this should happen to you because of the example to others. You've always been such substantial Catholics. However, Michael, I'm quite sure that one day things will be all right again. You've been so devoted to the Blessed Virgin always, she'll never forget that. I firmly believe she will help you back to happiness. And even if you fall away from the Church—even if you marry this woman—the Blessed Virgin will contrive to look after you and see that you die in the state of grace. That's her promise to anyone who is devoted to the Rosary, and do you think she won't remember that every lad from this city went to war with a rosary from you in his pocket? No, Michael, I don't worry about you. The Blessed Mother will take care of you."

It was childish to want to say "Oh, yeah!" when the old man was so earnest. Michael looked away. If he did not answer, nor show any interest, maybe the old duffer would beat it.

"Shall we get going, Father?"

Father Carey nodded. In the doorway, Michael turned to look around the room. Not that he cared whether he ever saw it again unless he had someone to share it. But he and Marian and Mickey had had a lot of happy times in it.

Angrily, he slammed the door. He was impatient to be away. There were a few things that still had to be arranged.

At the rectory he got out and opened the door to help Father Carey to the street. He wanted more than he'd ever wanted anything, to ask him whether Marian was coming for the dedication tomorrow. But he wouldn't. If Father Carey wouldn't volunteer to tell him something he knew he wanted to hear, then to hell with it. If she didn't care about him, he'd show them he didn't care about her either.

"And you've made up your mind you won't come tomorrow?" The priest's hand in Michael's seemed frail and trembling, and there was the shadow of a plea in his voice.

"Definitely. Even if I wanted to, I wouldn't be able to make it tomorrow."

On the way back he wondered whether Marian was in town for the dedication and if so, where she was staying. If he had any idea, he'd drive around on a chance of seeing her. He wondered whether she'd changed. Well, the divorce was absolute now, so if she had good sense, she wouldn't be hampered by the Church's old fogey ideas. A woman her age should marry again. Someone good enough for her this time. Someone who wouldn't humiliate her by coming home drunk or hurt her by brutal indifference and chasing around with other women. A guy such as he used to be, maybe, before he got so many cracks in the face like seeing his business go to the dogs, and losing Mickey—that he couldn't take any more!

Well, he had more serious things to think about than all that now. These things were no longer important. Resolutely, he planned what he'd do. As he drove into his garage, he noticed a light in the basement of the house. So the gardener was back earlier than he'd expected. Carefully, he shut the garage door and climbed back into the car.

He was smart, he reflected o have remembered to put the pint of rye into his pocket. One little drink would give him courage he lacked now. It was a pity Father Carey couldn't see him making these preparations. Or, maybe it wasn't. It would certainly give the old man's faith a jolt if he could see how

LADY OF THE ROSARY

Lady of Fatima, while we renew
  Allegiance, most humbly we pray,
That Russia awaken, and pledge to you
  Her loyalty. Faith, light the way!
O Queen of the Most Holy Rosary,
  Forgive this mad world steeped in vice,
Whose chastened hearts, now, promise faithfully,
  Repentance, prayer and sacrifice.
Conquering tyranny, rampant with pain,
  Your heart, so immaculate, pure,
Will reign over all, triumphant again,
  And peace, built on love, will endure.

—Frances McMahon O'Donnel, Oak Park, Ill.

meaningless was his pious talk about the Rosary. He took a quick glance around to make sure the garage windows were all shut tight.

The motor purred as gently s a kitten on the hearth. Any minute now he'd begin to lose consciousness. It was still hard to say whether that lovely drowsiness was too much rye or the beginning of the—the beginning of the end. He was sure one of the Blessed Virgin's forgotten men. According to that nun who taught him catechism—what the deuce was her name—Sister Angela—ya—that was it—Angela, —you couldn't do this and ever get to Heaven. He'd soon know whether she was right. A minute after you die, she said, you're judged. If only Marian had not left him. If only she had made one little gesture to show that she still cared for him. But, after all, he couldn't blame her. It was his fault—his fault. A man had to have guts —that was it. No one could slide along all through life without trouble. And he hadn't been able to take trouble. If only Marian would give him another chance now—he knew he could make it. But now, of course, it was too late.

He forced his eyes open to see what weight had fallen into his lap. Only his own hand, slipping from the wheel. Well, it wouldn't be long now—only a matter of a few minutes. One last thing the Blessed Virgin could do for him would be to make it quick. His head, hitting the wheel jerked him back for an instant's consciousness. "F o r g i v e me, God, but I couldn't take it any longer. If you'd sent Marian back to me, I would have stopped drinking—but without her and without our Mickey . . ." He wondered what caused the terrible noise in his head. Pressure of blood, he thought . . . Like a million bells . . . A hundred million bells . . .

Pain clutched his chest in a clamp of fire. It was as though he were floating in the air, as lightly as thistle down. Around him, voices began to bring his mind gently back to consciousness. Someone was praying aloud. A voice murmuring Latin and then, in English—in his ear as though he didn't know the Act of Contrition as well as anyone. Confused, he tried to open his eyes, but he could only force his eyelids to flicker a little. Someone's hand on his wrist tightened.

"He's coming to," a voice said. "I think he tried to open his eyes." If he didn't know that Marian was far away, he'd have sworn it was Marian's voice, and that the fingers clasping his hand were her dear fingers.

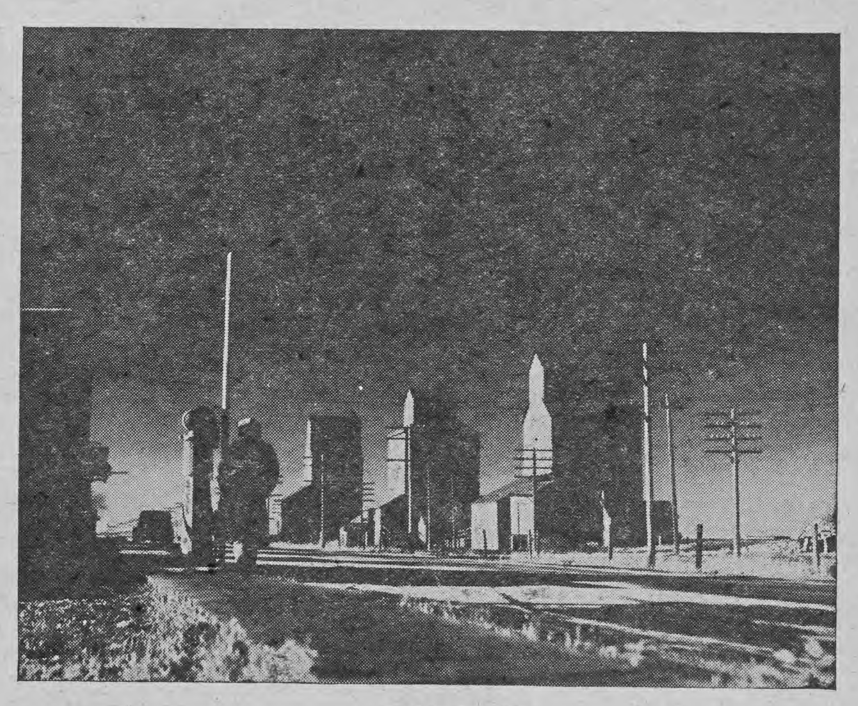
The Latin stopped again. Crisply, Father Carey was speaking. "What happened, Marian?"

"He had been drinking, and started the car without opening the garage door. Fortunately, he fell against the horn and the gardener heard it and thought Michael wanted something. It just seems like a miracle, Father."

"It's partly my fault," Father Carey was saying. "I was with him this evening and I knew the poor lad had a drop too much taken, but I didn't try to stop him having another. I could see he was beside himself with loneliness for you, Marian. I never in my life regretted anything so much as my promise to you that I wouldn't tell him you were in town. Praise be to God the doctor says he'll be all right. He might have killed himself."

So that was it, Michael reflected. That was it. So Father Carey hadn't been so wrong after all. What a way for the Blessed Virgin to look after a man. First she saved him from—from that

Concluded on page 40.



Cold April.

School Sisters of Notre Dame Commemorate Century in America

—C. Ulsifer

The Congregation of the School Sisters of Notre Dame is, as the name indicates, a teaching Order devoted to the Christian education of youth from kindergarten to college. The Congregation is a transformation of the French "Congregation de Notre Dame" founded in France in 1597 by St. Peter Fourier. The Order spread rapidly through France, Germany and Savoy until it numbered nearly 4000 members. During the French Revolution, however, all its ninety convents in France were suppressed and, soon after, those in Germany fell prey to the so-called secularization. The Bavarian convents were suppressed in 1809; the last to be confiscated was the convent in Stadtamhof.

In 1833 the Order was re-established by Caroline Gerhardinger, a gifted and virtuous young lady of the town, who had been a pupil of the Notre Dame Sisters in the suppressed convent school. She carried on the work under the careful guidance and direction of the saintly Bishop Wittman. Caroline Gerhardinger, later Mother Teresa, was, as it were, the link between the French Congregation de Notre Dame and the new Congregation which was to bear the name "School Sisters of Notre Dame." The young Order spread so rapidly that at the death of Mother Teresa in 1879 the Congregation numbered 2310 Sisters teaching 77,682 children in 291 schools. Statistics of 1939 show that the Congregation in Europe before the war was divided in ten Provinces, numbering 5672 Sisters, 512 Postulants and 377 convents. 52,905 children were entrusted to their care.

On July 31, 1847, the first School Sisters of Notre Dame landed in New York. The Superior General, Mother Teresa, accompanied the small group of four pioneer Sisters who opened their first school in St. Mary's, Pa. and in Baltimore. Soon American Postulants entered the Order and in 1848 eleven more Sisters arrived from Europe. When the success of the Sisters' work in Baltimore became known, applications from various parts of the country began to pour in, and soon schools were accepted in the Eastern and Central States. The small beginning of the Principal American Mother House at Milwaukee was established in 1850, by Mother Caroline, the youngest of the pioneer band of missionaries who had come to America in 1847. The life work of Mother Caroline was most signally the work of God. When she died on July 22, 1892, the Order in America numbered 2000 Sisters teaching 70,000 children in 177 schools scattered throughout 17 States and Canada.

The Congregation of School Sisters of Notre Dame, on account of its rapid growth and great extention has been divided into five Provinces with their representative Motherhouses at Milwaukee, Baltimore, St. Louis, Mankota, Minn; and Waterdown, Ontario. The latter was formally opened on Feb. 14, 1927.

The Congregation of the School Sisters of Notre Dame is under the government of the Mother General in Europe. Reverend Mother Almeda is the fifth successor of Mother Teresa. The Mother General is represented in America by a Commisary General who resides at the principal Motherhouse in Milwaukee. Reverend Mother M. Fidelis is the sixth incumbent since the establishment of a Commisariate in America in 1880. At the head of each Province there is a Mother Provincial who governs the Province in the name of, and by the authority of the Superior General. Mother M. Pius is the third Provincial Superior of the Canadian Province. This bond of unity and loyalty gives strength and durability to the Order scattered on either side of the ocean.

After one hundred years of service in America there are 5821 Sisters and 490 Candidates residing in 449 convents scattered from coast to coast. The members of this flourishing Order are descendants not of this or that or some other race or nation, but the ancestors of its nearly six thousand Sisters must be looked for in almost every country of Europe and in different countries of our own Continent. The total number of schools in America is 570 consisting of 433 elementary schools, 118 secondary schools and 4 colleges. The first Catholic college for young ladies in the United States was Notre Dame of Maryland and the last college, Mount Mary in Milwaukee, both conducted by the School Sisters of Notre Dame. In September 1946 the total number of children being taught by the School Sisters of Notre Dame in America was 151,816. This includes girls and boys of every race and color—Negro, Chinese, Indian, etc. There are Mission houses under the American jurisdiction in Puerto-Rico, Argentina and England, the latter belonging to the Canadian Province.

Thus the tiny mustardseed of 1597 supplied with God's refreshing rain and genial sunshine burst into life. In spite of adversity it revived with renewed strength in 1833, struck deep root in American soil in 1847 and developed into the sturdy tree, "Notre Dame of America."

Ad multos annos!

(to be continued)

Libera Nos, Domine !

(Chant for Holy Week)

Deliver us from evil, Lord, we pray:
The evil of the proud rebellious way
That men may walk, contemptuous of Thee
And of their own transcendent destiny.
By Thy fearful bloody sweat,
By the buffets bravely met,
Delivery us, O Lord!
Deliver us, O Lord, from this mistake:
That we might think our heaven here to make,
Or find one spot on earth where Thou art not,
Or men made happy who Thy name forgot.
By the shouts of shame and scorn,
By the garments from Thee torn,
Deliver us, O Lord!
And this, O Lord, we beg deliv'rance from:
The fear that any bitter trial may come
Too heavy for our weary hearts to bear
Or unattended by Thy strength and care,
By the thorns and screaming flails,
By the cross and hammered nails,
Deliver us, O Lord!
From death alone we beg not freedom, Lord,
Nor from the pain it costs to be restored
To Thine estate. O save us from this fate:
That we, redeemed, embrace Thy cross too late.
By Thy last surrendered breath,
By the triumph of Thy death,
Deliver us, O Lord!

—L. F. Hyland



On Easter Morn

On Easter Morn the lilies nod
In homage to their risen God,
And all the air a fragrance takes
As when a jar of perfume breaks
And sweetly scents the willing sod.
The dormant Seed has burst the clod;
As at the touch of Moses' rod
The waters sprang, so Christ awakes on Easter Morn.
Judea's roads, where toilers plod,
Ye dusty roads His feet have trod,
He lives again, and for our sakes
Lingers and one last effort makes
To turn our straying feet to God— On Easter Morn.

—Paul E. Lewis, O.M.I.

Blessed Be Saint Joseph

by William J. Shanahan, O.M.I.

Despite what many an Irishman may think to the contrary, the Month of March belongs to St. Joseph and not to St. Patrick. True enough, the glorious Apostle of Eire has his day. But the month is decidedly the property of Good St. Joseph, Guardian of the Holy Family, that most humble Saint who ever remains in the background yet never turns a deaf ear to our prayers.

Oblate devotion to St. Joseph is a foregone conclusion. He is the special patron and protector of the Congregation. Our Venerated Founder, Bishop de Mazenod, was baptized Charles Joseph, and from his earliest years, was a veritable apostle of devotion to his patron saint. As Bishop of Marseilles he placed his diocese under the patronage of the Foster Father of Jesus. Earlier, as Founder and first Superior General of the Oblates, he chose Mary's Chaste Spouse to be the patron and protector of her Oblates. Thus, Oblate devotion to St. Joseph was born and has grown with the Congregation.

St. Joseph has been a patron good and true. His care and solicitude have proved the wisdom of our Founder's choice. He who procured the daily bread for the Family at Nazareth, continues to exercise a vigilant care, especially in the temporal matters of sustenance, of those dear to Jesus and Mary.

Although St. Joseph's extraordinary favors have been enjoyed by the entire Congregation, nowhere are they more striking than in our missions of the frozen north. Archbishop Gabriel Breynat, O.M.I. assures us that the material welfare of his missionary diocese, the world's largest, is due to the special patriarch and protector of the Mackenzie missions, St. Joseph.

One incident will illustrate this point. It happened in March, 1917, at St. Joseph's Orphanage, Fort Resolution, on Great Slave Lake. The personnel of 100 Indian orphans, 10 Sisters, 10 missionaries and 2 Indian hunters were faced with almost certain starvation. The fall and winter hunting and fishing expeditions had been dismal failures. Supplies had dwindled, ten days of fishing through the ice brought but four small fish —trout. Food was rationed. There was enough for but two more days and then, unless something happened, certain death by starvation.

The Superior gathered the children around him and told them that 100 caribou and not one less were needed, and that they, the children, must get them from St. Joseph. A novena was begun at once, the youngsters praying with all their strength. The Superior then ordered the two Indian hunters to prepare and be off. The hunters objected, trying to show the futility of another hunt. Not one animal had been seen within 300 miles of Fort Resolution that winter. But the Father insisted. "St. Joseph owes us 100 caribou. They are needed and he will send them. Go, and bring them to us!"

The men set out and after two days on the trail were astonished to see a huge herd of caribou approaching. The animals were coming from the east, a direction from which no reindeer had ever come before. In a moment the astounded men recovered their senses and set about the business of killing as many as possible. When the task was completed, 103 animals were counted in the catch. St. Joseph had not failed.

Long Engagements

There is a gentleman in Boston, reports Father Brockmeier in the 'Western Catholic,' who passes out slips of paper on which the following item is printed, to girls who wear diamonds but no wedding rings. He calls this little chore "his life work." From our experience, he should also seek out the Lochinvars who pass out the diamond rings, but refuse to agree to a date for marriage. Often it is the reluctant swain who forces the waiting. Anyway, the item passed out reads as follows:

"The bride tottered up the aisle on the arm of her father, who was wheeled in his armchair by three of his great-grandchildren. She was arrayed in white and carried a bouquet of white rose buds; her hair, though gray, was bobbed, and she smiled and nodded to acquaintances.

"The groom was able to walk unaided with the assistance of two handsome mahogany crutches. His head was bald, and his false teeth chattered a little nervously.

"They were the couple who waited till they could afford to get married."

Yes, St. Joseph has been good to his Oblates. But what have they in turn done for him? Down through the years, from the time of our Founder, special devotion to St. Joseph has been a characteristic of all Oblates. No Oblate house is without its altar to St. Joseph. By special permission of the Holy See we make a commemoration of St. Joseph in the Mass and Office of all feasts of Our Blessed Mother. To the daily recitation of Our Lady's Rosary we add the Litany of St. Joseph. At the close of each day all Oblate communities throughout the world gather in their respective chapels for night prayers, the last line of which is the invocation "St. Joseph, pray for us." Over half a hundred Oblate churches and missions throughout the world are dedicated to St. Joseph, among which are nine houses of studies.

But one of the greatest claims that the Oblates of Mary Immaculate can make of their devotion to St. Joseph is something that is quite unknown to the public. Every time you attend Benediction of the Most Blessed Sacrament you recite the Divine Praises. In some dioceses you recite them after Mass, too. First you praise God, then His Blessed Mother. Finally, before the last paean of praise given to God in His Angels and Saints, you say, "Blessed be St. Joseph, her most chaste spouse." Yes, you know all this. It is quite familiar. But do you know the origin of this invocation? I'm sure you do not.

I heard a story about its origin once. My curiosity was aroused and I set about thumbing musty tomes in our archives. I corresponded with Rev. Fr. Leo Deschatelets, O.M.I., Superior of Saint Joseph's Scholasticate in Ottawa. He supplied a missing link or two. The result makes an interesting story. Here it is:

Are you surprised when I tell you that the invocation owes its origin to Oblate Missionaries? I'll bet you didn't know that before. But it does. It is the result of that growth in devotion to St. Joseph by our Missionaries in Canada and elsewhere. It is the Oblate way of saying "thank you" to St. Joseph for the continued goodness and paternal vigilance he accorded our missions, a "thank you" that is shared by all Catholics the world over.

It started when Bishop Grouard, O.M.I., petitioned the reigning Pope, Pius X, that an invocation be inserted in the Divine Praises recited after Benediction. He proposed the formula "Blessed be St. Joseph, Spouse of the Blessed Virgin Mary."

The Holy Father replied that such a course of action was an affair to be left to the judgment of each Bishop in his own particular diocese. As soon as the Bishop returned to his northern missions, he ordered the recitation of this invocation in his own Vicariate. The following year, the Canadian Hierarchy met for the First Plenary Council of Canada. The same invocation was proposed and the Fathers of the Council approved.

On page 418 of the Decrees of the Council we read that the Council re-echoed the words of Pope Leo XIII regarding devotion to St. Joseph during the month of the Holy Rosary. Then, commenting upon the fact of the universal custom of reciting the Divine Praises after Benediction, the decree continues with these words, "Therefore we wish that before the invocation, 'Blessed be God in His Angels and Saints,' there be added in honor of the patron of the whole Church, 'Blessed be St. Joseph, Spouse of the Blessed Virgin Mary.' " Thus, the germ of devotion, started in a missionary Vicariate far in the recesses of the Northwest Territories, had in a year's time spread to all parts of Canada.

In 1920 Bishop Grouard was again in Rome. The occasion, a General Chapter of the Oblates, also afforded the intrepid mis-

THINK IT OVER

Criticism is easy.

Faultfinding is easier still.

Anyone can pick flaws in anything or anybody.

This I suppose is the reason why we have so much sorrow and suffering in this world. This sorrow and suffering caused by the caustic tongues speaking with thoughtlessness of ill-humor.

Yet St. Paul says: "If we have not charity we have nothing."

And courtesy is but a mundane word for charity.

It should be a distinguishing mark of all Christians. Especially Catholics.

It is real religion: "If you cannot say anything good about anyone, keep silent."

Keeping silent, being patient, having habitual good nature, gentle tact, and a forgiving spirit should be second nature with Catholics.

W. G. Hurley, C.S.P.

sioner the opportunity for an audience with Benedict XV. During the audience the Bishop told of his words to Pius X and of the result in Canada, entreating the Holy Father to extend the invocation to all the churches of the Catholic world. The Pope replied that he would bring the matter to the attention of the Congregation of Sacred Rites.

Bishop Grouard had hardly arrived back in Canada when he had the joy of knowing that the Holy Father, by the Decree of 'Urbis et Orbis' of February 23, 1921, extended this practice and ordered it to be followed in the whole Catholic World. The mustard seed had grown and covered the earth.

It is of interest to note that the form proposed by Bishop Grouard, "Blessed be St. Joseph, Spouse of the Blessed Virgin Mary," was changed by Bishop Charlebois, O.M.I., in prescribing the use of this invocation in his missionary territory. The formula of Bishop Charlebois coincides exactly with the wording of the Papal documents, the form as we know it, "Blessed be St. Joseph, Her Most Chaste Spouse."

In this way did the devotion of two Oblate Missionary Bishops, inspired by the unfailing support of St. Joseph in their remote and poverty-stricken Vicariates, combine to pay their Patron honor in all the churches of the world.

The moral behind this little history lesson is quite simple. Now when you recite this prayer you know whence it comes. That is why I wrote these few lines. Not in praise of the Oblates, but to show you that the Patron of Missionaries of Mary Immaculate, this "never-failing Provider of the Oblate Missions in all parts of the world" is a powerful intercessor before God's throne. He has done wonders for the Oblate Congregation. He can do the same for you. Why not give him a chance?

PIN UP GIRLS

In World War I the scum of Parisian streets furitively approached American soldiers and tried to sell their obscene wares —"French Postcards." The decent boys spurned, but those so inclined—(the Judd Frys, in the play 'Oklahoma), bought, perhaps, but kept them hidden. Certainly they had no tendency to show them to their sweethearts, mothers and wives. They still preserved some sense of shame.

In World War II, American newspapers changed all that . . . They openly printed pictures of semi-nudes—gave them a glamorous name—"Pin Up Girls" —and had the effrontery to urge mothers, wives and sweethearts to send them to their boys in the service . . . to comfort them in their lonely hours. These same were tacked on barracks walls and openly repainted on the fuselages of bombers. Nudity in this sense was no longer a thing of shame but something to be brazenly flaunted before the public.

Like conditions still exist after the War and the equivalent to 'Pin Up Girls' are popular in papers, magazines, ads and certainly no convention would be a success without its "Miss Pickled Herring of 1947." What are publishers doing? Encouraging art? Gullible enough to think the public will fall for the old line "every thing is pure to him who is pure"? Dare they say they are catering to and encouraging human weakness? We call ourselves Christians . . . Christ recognized the evil and in no uncertain terms condemned: "It is said of old 'thou shalt not commit adultery,' but I say whoever shall look upon a woman and lust after her the same is guilty of adultery in his heart."

Man is made of body and soul. The soul is most important. We are animal and spiritual. If we exaggerate the animal, the nobler part of us suffers. Sex is good but not to be flaunted before the public eye. The reason for modesty in men and women is that this precious jewel of purity may be preserved for the one man or woman in marriage. Can it be the press encourages young men to think of women only in terms of sex? . . . not as a life companion and mother of his children? Is it possible publishers are indirectly responsible for so many breakups in the home?

Once the fire of sex dies out, nothing more is left but dying embers. Character, sweetness, unselfishness, purity are far more important in picking a successful life partner than all the animal appeal in the world. This we all know. In decrying juvenile delinquency and the breakup of American homes— publishers should look into their own money-ribbed consciences and try to remember their duty is to lift us to Christian heights, not drag us down to the level of a lizard . . . slithering and sliding in the slimy mud of low desires.

"Novena Notes"

THE DEDICATION

Concluded from page 35.

horrible thing, and then she rewarded him by bringing Marian back. She even protected him from the scandal of people knowing he had tried to take the weak way out. He wondered how many years there'd be left ahead of him to show how grateful he was. Not enough, he knew. Even a man's whole lifetime would never be long enough to spend in thankfulness for this proof of the great love of Mary for those devoted to her Rosary.



Medical Corner

Contributed by

J. H. SCHROPP, M.D., C.M., L.M.C.C.

Dear Reader:—

Let me follow up my last speech on the eye with another little speech that is much less interesting, and as repellent as an eye is fascinating. I am going to make a little speech about the mouth, a thing which you and I possess and one without which neither you nor I would be able to live. The mouth is here to stay and is part and parcel of everyone's anatomy. Strange, however, that a contraption like that should have been stuck in our faces. The face would otherwise be a fairly good front to our heads if it weren't for the gaping hole that cuts it in two. Of course, it serves its purpose in helping to satisfy one's appetite, if it were not for the fact that it tries to serve other ends. An eye, perfect as it is, serves the sole purpose of sight, but a mouth tries to serve too many masters to be efficient in any one of them. The desire for a hole in the head is so great that even some plants have acquired the ability to clap their leaves together when an insect happens to alight on one of them. The mouth seems to be the only hole of iniquity that is capable of good and of evil, capable of almost every attribute and vice existing in this miserable world. It is, in reality, the beginning, but far from the end of all evil. It is stuck into the face of each and every one of us to remind us that everything that enters its gaping cavern is for our joy or for our displeasure, and everything that comes from within its unfathomable depth may be for the good or for the ill of everyone around us. Thus, the mouth can be both egotist and philanthropist, carnivorous and vegetarian, spiritual and instrument of the devil. In other words, what goes into it must do so of necessity and what comes out is a product of what is contained in its attic, which we commonly call the brain.

The hands, too, are handmaidens and slaves of the mouth, for, what the mouth is loathe to say these can be put on paper for the edification or the consternation of all those who read. These three, the brain, the mouth, and the hands are the culprits in all the good we find in the world, but, alas, also the cause of the wars and the strife, the greed and the starvation that seem to be so liberally and so democratically showered upon our fellowmen, like the raindrops that poured upon Noah's little ark, which, by the skin of its teeth, was able to survive the flood. Nevertheless, like the ark, so, by some mysterious force, the world manages to survive the affronts and the buffetting and the bullying of the millions of mouths and hands and brains.

It is the soul that gives us the spark of life, but the mouth furnishes us with the materials to keep it aflame. There are big mouths and little mouths all around us, each and every one to serve the all-important purpose to keep body and soul together. The baby, soon after it sees the first ray of light in an unkind world, must necessarily open its mouth as its first act of intelligence, necessarily stick its fist into it to remind its progenitors that it must have something to chew on or else. And give it nothing to satiate its thirst, what then? The law will soon be on our heels. Not only the law, but other mouths will soon have something to wag about.

Woudn't it be nice if Lucifer had kept his mouth shut. Maybe we wouldn't have to think about another place outside of Heaven. Maybe we wouldn't have to send our kids to battlefronts if the dictators and the leaders of other nations, dictators or otherwise, had kept their mouths shut. The Creator had, I am sure, intended our brains, what little we have of them, and our soul to guide us during our sojourn in this topsyturvy world, but more often than not, the mouth usurps the control,—like socialism with a mouth that is much too big for the program that it can digest. Socialism has always been like that, and so has communism. Everything comes out of their mouths but nothing goes in to feed the other hole which is the stomach. Has it not always been so? Has not the mouth always gotten itself into trouble by trying to manage a bigger quantity

than it is physically and morally able to handle?

There are many starving little mouths on the other side of the ocean, and we have so much to throw away. There are so many promiscuous and sonorous big mouths there, too, mouths that stuff themselves and the ideologies they propound. They speak so much of food and peace and have none to give. They have it, but aré afraid to give it up for the perusal and for the benefits of the rest of the world . Is not the world of today governed by this paradox, governed by mouths rather than by God-given brains. Every mouth looks out for itself and lets the devil take the hindermost.

Another conclusive proof that the mouth is not as it is made out to be is the fact that we had to resort to chemicals and to dyes to give it shape and colour. We had to do that because our mouths have lost face with the rest of our anatomy. Not so, however, with our eyes. You can never change their shape or their colour. We cannot make an eye better than it already is, but we must with the mouth because we have allowed it to besmirch the logical place that it occupies in our otherwise perfect anatomy. Remove the colour from some of the lips (I forgot to mention that these are parts of the mouth), remove the colour and what have you? Ugly looking things, ugly because we have added something that a mouth has never possessed. It would have been better to have left them alone, for, we would not have had a means of comparison. A good many mouths have become defiled, ugly, a sinful contraption. And why? Merely because we have forgotten the purpose for which they were intended. Mouths wag daily at peace conferences, in cabinets and legislatures, but not one of them has the gumption and the guts to mention the name of the One Who created the mouth in the first place. These leaders of countries and of the world are sick because their mouths are contaminated and infected with greed and power, two things for which the modern mouth has become famous. Having infection on their lips they cannot but spread contagion. They know nothing of the antitoxin of prayer. It is a wonder that our modern scientists have not tried to sell us this commodity and necessity in stoppered bottles and hypodermic needles to fit! Someday, perhaps, the world will again come back to normal and will use its hands and its mouths and its brains for the salvation rather than for the destruction of mankind. Even that would be a Roman Holiday for every mouth in existence. The mouth is here to stay, each one of us to possess one, each one of us to control it or to let it wag at will.



Could you buy this happiness?

TEST

A professor at the University of Chicago recently listed some minor indications of true culture. They are external things; but if you cannot answer "Yes" to the following questions, it is a sign that your life leaves something to be desired:

Can you be happy by yourself?

Can you look an honest man or a pure woman straight in the eye?

Do you see anything to love in a child?

Will a lonely dog follow you in the street?

Can you be highminded and happy in the meaner drudgeries of life?

Do you think washing dishes and hoeing corn just as compatible with high thinking as piano playing or golf?

Can you look out on the world and see anything except dollars and cents?

A House Divided

By CLARA PERMAN

The smell of cedar leaped out at Martha as the closet door opened. She caught much of it in a long deep breath while lifting a miniature green circle of felt from the soft auburn curl rolled about her head. That curl was intact—eight hours in the office without surrender of one hair to outside forces. Her jacket of fine-spun brown wool was brushed and fitted to padded hanger. From its hook came a prim little apron. Martha was wrapping the strings about her slim waist with due regard to equal distribution when the telephone gave a sharp burr.

Martha hesitated. Her face twisted with anguish. Perhaps it was mom, wanting to change their plans. Martha's fingers closed hard around the receiver. This was one time she must fight for her own rights—her own life. Years were taking their toll of sacrifice.

"Hayworth residence, Martha Hayworth speaking."

"Well, let me talk to Marty Hayworth, please."

Steve. He was the only one who had ever called her Marty. "Just a moment, please, I'll call her." There was no denying how the quality of her voice had changed.

Marty let Steve know that she was very much at home, in the kitchen, staging a raid on the icebox. And, knowing Steve,s propensity for a homey snack, she invited him to join her.

He was coming. Down the laundry shoot sailed the prim little apron. Over Marty's head went a ruffled pinafore. One wipsy curl slipped from sleek auburn roll.

Marty was now having her chance to play first fiddle to the spotless white stove with its gay red knobs. In a jiff white sauce was simmering in its double-boiler. Cold breast of chicken mushrooms, and hard-boiled eggs were cubed and ready. From the dehydrator came tomatoes, cucumber, and a slice of green pepper to be tossed together and nested in cold crisp lettuce leaves.

Perfect timing. All was ready when the doorbell rang.

Steve's broad tweed shoulders and snappy brown eyes were preceded by a long white box. Came the breezy quote, "Roses, if I live and do well, I may bring her, one of these days, To fix you fast with as fine a spell—," then in Steve's own, "now that's the poetry and the flowers, and here's the third requirement." A big box of candy was his next offering.

This was all leading up to something. Marty knew very well what it was. One moment her heart left her body, looped the loop through heaven at about 500 loops the second. Then it went into a tailspin. Martha had started some co-pilot back-seat driving, "You'll have to come clean about mom, Marty, give Steve the low-down before you make plans for marriage." Martha was such a stickler for duty!

Marty busied herself in opening the long box. Steve had taken her to the hospital a few times, waited until she visited her mother. But she had not told him of the late arrangements of placing mom in the Rest Home. In order to clean the slate as thoroughly as Martha demanded she must explain how mom had a way of frustrating any romance that promised to become at all serious. Therefore, mom was to be kept out of the picture so that she, Marty Hayworth, could manacle on Steve Monell.

"Thees wimin! Thees wimin!" said Steve. "I bring the girl posies and chocolate covered candy only to get a smile that must have been assembled in a munitions plant."

"Smile? That was a swoon. I thought you were going to sing next."

"Must I? No—on second thought I'd best use oratory. But Marty," he put an arm about her shoulders, "wouldn't you know if a fellow loved you without him putting on the knee act and emitting 'copiam verborum in extenso'?"

"I—I think I would—but—" she buried her nose deep in the roses, "but—perhaps I should tell you that I've made plans to place mother in a rest home." She looked straight at him. "I work all day, you know, and she'd be alone here. At this home she'll have professional care all the time. It's rather expensive—but—I'd be willing to keep on working for a while."

"Oh, don't worry about that."

Marty couldn't fail to see the shadow that passed over Steve's face. Like the shadows she had seen before when asking to be taken home just as the dance began to get good—mom's invariable heart attack, when refusing dates for a week-end party—mom's sudden phobia about staying alone or with anyone but Martha, after mom's parlor freeze-outs with book or conversation. Shadows that always meant the beginning of the end.

"My mother is a grand person, Steve. It's just—" No, she couldn't stoop to tell him outright what the setup was. Criticism of one's mother was treason itself.

Steve still made no comment. Could all these alibis lead him to think the Rest Home might be an asylum? Was he figuring hereditary percentage? Which meant he must meet her mother, judge for himself. Mom's IQ was plenty high. In fact, too high, with a hundred per cent execution. Mom liked the little home Martha had provided for her exactly like it was, sans masculine interference to clutter up her precious possessions or share Martha's unstinted devotion. It was the selfishness of old age, not a natural trait.

"I was wondering if you could take mother over to the new place tomorrow after work?" That short drive would surely be safe.

"Surely, be glad to. Will have time between five and seven unless something unusual comes up." His voice wasn't quite natural.

"I leave the office at five. Shall we meet there?"

It was agreed.

Marty brought a low bowl, arranged the roses in an attractive centerpiece for their table. Amid prattle and frequent laughter they ate the delicious snack, they partook of the chocolate covered candy—but the "requirements" were not given second mention. Steve's goodnight was demonstrative of his love—but concrete plans for the future were poignantly missing.

Did mom still present a problem? It wouldn't be the expense, Marty was sure of that. Steve had a wonderful job with the company working on refrigeration at the old war plant. Could it be the mother-in-law angle? No man would look forward to marrying two women. It was up to her to prove to Steve that he would come first.

The next day was a spring teaser. One of those June days spilled to the earth in April by some exception to the rule. Steve had the top of his convertible down when he stopped for Marty at five. With nature going all out for glory who could gloom? Steve would soon see for himself that mom was okey for posterity, they would get her settled comfortably in the home, then there would be a conversational follow-up of the poetry-roses-candy lead.

Mom was waiting in the lobby with her overnight bag all ready. In her neat lavender suit, frilly blouse, tiny violet hat on a fluff of curls that still had more pepper than salt, she looked entirely out of character for the part that was being handed to her.

"And you've brought your car to take me over," mom gave Steve her most charming smile. A split second while she added two and two and got three for an answer. "I can always count on Martha to drag in some young man to haul me about. I sometimes wonder if she uses hypnotism or jujitsu."

"Speaking for myself, I'd say she casts quite a spell." Steve always had a ready answer. "But—it sort of sounds like I'm the one that needs to practice up on the jujitsu."

"Oh it's never anything serious. Martha's the career girl—too busy getting what she wants on her own power. But this expensive convalescent home, Martha! I really could go right home. Dr. Barber knows I haven't had one of those heart attacks since I was in the hospital."

"That's the angle," Marty defended her own cause, "there seems to be something about being alone that brings on those attacks." She felt guilt well up from within and spread all over her face.

Mom was sharp in sensing that the battle was on, with Doc definitely on Martha's side. The heart attacks were not organic. "Well, she sighed as Steve helped her into the car, "if I don't go peaceably I suppose he'd call an ambulance. But—" and Marty could see a gleam appearing, "couldn't we stop at some little cafe and all have dinner together?"

"Sure enough." Steve whirled about a corner and found just the place.

Marty girded her loins. This was only a sparring for time. And she had thought this short ride would be so safe!

After a long and careful study of the menu, mom ordered breaded veal cutlets—requiring at least a half-hour wait. Then, without wasting any of the precious half hour, she started in on her favorite—and fatal—topic of conversation. "Yes indeed, it's fortunate for me that Martha is so capable. Mr. Govern says she's the indespensable secretary. And you'd know it by the salary he pays her—"

"Look at that cute baby," Marty interrupted. Anything to break up the details. Yet it was related to the subject. The little family there—that was the thing she was fighting for. The right to satisfy that yearning planted deep within by a power much greater than her won personal power of earning a few luxuries. She had never been sophomoric enough to think that sophistication and a sense of freedom would take its place. This heart hunger had grown, as one by one her girl friends had married and started families of their own.

For years now Martha had done everything she could to give mom all she so rightly deserved. Marty intended to go on giving mom everything—except her own life. Mom wanted that, too. It was age that had sapped the courage to risk this last gamble. In everything else mom was willing to cooperate, adjusted easily. A fear of insecurity from one who now for the first time in a long life really felt secure had developed this quirk.

Childishness, it was called. The same selfishness as a child —yes. But a growing child could be trained out of it. The deteriorating child could not be coped with. There were those who considered it pure cussedness. Rather a thin philosophy, Marty thought. She understood the motive. And, understanding, could only forgive. But, since she had met Steve she could not accept it.

Mom had taken only a moment off to enjoy the baby, smile at its cute antics. "Seems like yesterday when you were that age, Martha." She looked across at Steve. "Martha is what I call my second family. My first children were all married and gone before she came along." The veal cutlets, long in coming, were untouched. "Her father died soon after. But I'm surely proud I put her through school. That is one investment that has paid good dividends. She has always held her own with the best." Mom's shoulders shrugged into a contemptuous little laugh. "Some of the offers she's had! Martha is—"

"Absolutely guaranteed not to rust, tarnish, peel or fade. Comes in five delicious flavors and all the gay new colors—fuschia rose, trellis green.

Steve leaned across the table. "When did you first notice these symptoms in her, Mrs. Hayworth? Positive paranoia, delusions of grandeur—often exhibited by the too-executive type. I'd prescribe—"

His pause for effect gave mom her chance. "Oh, Martha would laugh it off, but she has simply run to cover under this wisecracking since Jimmie died. If—"

"Let's go." Martha jumped up. There was no use in trying to stop her—she knew the best line for discouraging any applications for entrance into the family. How could Steve possibly know the motive? No wonder his association had so readily turned to psychiatry.

"Sit down." Steve pretended to glower at her. "Or must I demonstrate my prescription?" Evidently he decided upon diplomacy. "Come on now, you girls, not one bite of dessert until you clean up your plates." He was trying so hard to be the gentleman, keep from showing any irritation.

"I'm sorry." Mom began to pick at her food. "How I do run on. I should appreciate going to this wonder home." She laughed gayly. "The Eskimos just set their old folks out on a block of ice when they get to be an incumbrance. They say freezing is such a pleasant death."

Martha was stabbed to the quick though this wasn't self-pity. It was self-reliance. So Marty spoke up, "Push you off on a block of ice, mom, and you'd soon come back with a freezer of ice cream and a new seal coat."

Steve was the first to rally from the shock. " I see Marty has great admiration for your potentialities, Mrs. Hayworth."

"It doesn't sound much as though I'm ready for the shelf, does it, Steve?" Mom had definitely turned to Steve as an ally.

"These self-sufficient gals, Mrs. Hayworth. You and I will have to fight for ourselves or she'll have both of us in a cradle before we know it."

Mom loved that. "I'm sure you can handle her, Steve. You're just the type of friend she needs."

"Thank you. With parental permission, then, I'll see that she doesn't get too stuffy." He winked at mom.

The wink enlightened the situation for only a few minutes. In the car once more all three were strangely quiet. With lips tight Steve stopped in front of the big colonial house. Who wouldn't seethe at being inveigled in such a messy deal? No one spoke as they started up the walk. The grounds were beautifully landscaped, well kept by a professional gardner.

"Is the Persian lilac blooming yet, Martha?" her mother asked. "You can bring me a bouquet."

"I—I don't think it is," Marty answered. She hadn't thought to look.

They went up to the room. Neat, clean—a bed, a dresser, a table. Not daring to look at her mother Marty said, "I'll bring some of your things over tomorrow, mom. Rugs and a spread, swing basket and books."

On the closet door was a sign, "Put no pictures on walls or plants on window sills." It was only a guard against nail holes and water spots. Marty sympathized with the protective measure while seeing the bay window at home filled with red foliage plants, Angel's wings, birds of Paradise, little hanging curlicues on the walls running over with sprigs of ivy.

"It will be wonderful here for you, mother; professional care —service with a capital S."

"Yes I won't need to turn my finger to do a thing."

Mom could run circles around her even yet in getting a meal ready, and loved nothing more than to set people down to a table and see her art appreciated.

Marty still didn't care to look at her mother. Martha was clamoring, squeezed down inside her chest with the lid on, pressed tight, tighter with Marty's fists and teeth and the constant reminder, "I shouldn't be made to sacrifice my life." Knowing she couldn't keep this up much longer Marty said, "Well, goodbye mom, I'll be over early in the morning."

Mom kissed her. "It's all right, Martha. Everything's just fine." Mom, admitting defeat, but still the small-child look of unbelief that Martha could do this to her.

Marty fled to the car with

Steve striding along beside her. She had to put up this fight. They had their right to happiness. She was fighting for him, too.

By the time they were in the car the queer look on Steve's face had developed into an atmosphere. Though he smiled and tried to be his own breezy self the barrier was there. She should have told him of her mother in the first place, given mom the opportunity to snip the romance before it had gone so far. The thought of losing Steve now made her numb all over. Mom, with only an hour of time, had won. Steve had seen what he was up against. Perhaps if she explained, made him thoroughly understand—or had he seen all of it only too clearly?

Nothing was said when the car stopped in front of her home. They got out and started up the flagstone walk, each stone fringed now with new spring ruffle of grass. Martha looked over at the Persian lilac. It was full of blossoms. Green shoots of perennials were struggling through a blanket of dry leaves.

When inside the door Marty flattened herself against it. "Steve, I can't go through with it. I can't leave mother in that place. She'll have to come here, make this her home—even if she scares you off as she has all the others." Marty was dead and Martha so limp that she had to lean hard against the door to bolster her knees.

Steve whirled to look at her, through her, through the door, through all space and on through eternity.

Of a sudden his face beamed like full moon. "I get it," he cried, "I'm the only guy you ever really put up a fight for! Marty! Darling! As if I wouldn't fight for you, too! It wasn't your mother I was scared of. It was you—your rock-bound heart!" He pulled her away from the door, held her close. "Old folks just want a little pampering. And why shouldn't we? Just give me a few pointers on the best approach for winning approval."

Marty was making a rapid resurrection. "First and foremost you must worship her cooking." A furrow of deep thought. "And, in lieu of special recognition, rhubarb cobbler must be your preference."

His mouth screwed up tight and his eyes closed.

A knock at the door interrupted this tableau.

"Mom!" Marty cried. There could be no doubt of her welcome.

"I kept seeing your face, Martha, so I had to come and get things fixed up. I—I couldn't stand to see you look so tragic and unhappy." Doc brought me over. She sank into a chair.

"Marty's O.K. now, mom. I've just asked her to marry me. How would you like to live with Mr. and Mrs. Steve Monell?"

Tears misted in mom's eyes.

Steve knelt in front of her, his face tenderly soft, "I'm not going to take Marty away form you, Mrs. Hayworth. I'm just offering myself as a son to take care of you."

Mom bit back the tears. "I—I guess that's the only thing I've really been afraid of. Marty can tell you I've never tried to interfere in anything else she wanted to do. I—I think we could get along all right—"

"Sure we'll get along. Now while I go up and get your suitcase—why not—say, I'm still hungry—you don't suppose you could whip up a rhubarb cobbler?"

Did You Know?

Nearly half the men of 18 and 19 who are joining the **British** navy can say only the opening words of the "Our Father," according to Admiral Sir Geocrey Layton. Nearly one in six does not know why Christmas day is celebrated; nearly 28 per cent do not know who Our Lord was; 61 per cent do not know where He was born; 62 per cent do not know what Good Friday commemorates, and only 45 per cent know about Easter!

*

The Catholic Church of **St. Anthony** at **Festina, Iowa,** is said to be the smallest church in the world. It is only 12 feet wide and 16 feet long; has four pews that seat two persons each. The "church" was built many years ago by a French Napoleonic Wars veteran, Johann Gaertner, who emigrated to America. The building was his expression of gratitude to God for his safe return from numberless battlefields. The church is maintained by descendants of French war veterans, 100 of whom live near Festina.

*

Although she has lost the use of her fingers because of polio, a woman in **Economy, Indiana,** is a correspondent for three newspapers. She types her copy by grasping a large pencil in her hands and then pecking out the letter on the keyboard.

*

The **Jehovah Witnesses** not only own a large Brooklyn radio station, but they annually publish 1,500,000 books, 11,000,000 pamphlets, and 12,000,000 magazines in 28 languages! During the past six years the Witnesses have increased more than one thousand per cent (!), numbering 44,000 in 1940 and 500,000 in 1946. They have some 3,000,000 members throughout the world.

The Question Box

Only signed letters will be answered

Is the listening to Protestant sermons on the radio sinful?

1) to listen to heretical sermons on the radio when one is conscious that his faith is being endangered is sinful.

2) To listen occasionally, out of curiosity, is not sinful, unless definitely forbidden by the bishop or the Holy See.

3) To listen frequently and closely implies that there is danger to faith and is therefore sinful.

4) To listen to heretical sermons in the presence of children or those whose faith is notoriously weak is sinful on the ground of the scandal which it gives.

Practical rule: Catholics should not listen to non-Catholic sermons.

Does one fulfill his Sunday obligation by following the Mass on the radio?

No; in order that the obligation of hearing Mass on Sundays and Holy Days be fulfilled certain conditions are required, one of which is corporal presence at the Holy Sacrifice of the Mass. If one is far away from church and the road or weather is bad, he is not bound to go to church. In that case it is advisable to say prayers at home. One may also follow a Mass that is broadcast by radio, but, to say it again, the obligation of hearing Mass is thereby not fulfilled.

Are Greek Catholics allowed to dance on Sunday, and why?

There is no reason why Greek-Catholics should not be allowed to dance on Sundays. Of course, if there is question of dancing on Sundays during Lent, the prescriptions of the Local Ordinary or of the Parish Priest should be followed.

Is it true that if you say three Hail Marys in your prayers every day you will not die without a priest?

No such promise exists. However, the daily recitation of three Hail Marys is a pious practice whereby we pray to the Blessed Virgin Mary to intercede that God may grant us the grace of final perseverance.

Why does the Church forbid its members to become Freemasons?

See what the 'American Freemasons' wrote a while ago: "Between the Masonic fraternity and the Catholic Church there is an antagonism inherent in the nature of the organizations." In the Latin countries Freemasonry has identified itself with atheism, and it combats the Catholic Faith in every possible way. In Europe, especially in France, it is openly bitter against the Church, and it has been responsible for many cruel laws harming Catholic schools, property and safety.

In America, there is not such bitterness, and many of the Lodges seem to have only social purposes. Many Protestant clergymen belong to these lodges, and their meetings open with prayer. Nevertheless, it is asserted that all Freemasons in the world belong to one great lodge, though it cannot be denied that many American Masons know nothing about the real hidden purposes of that central lodge.

There can be little doubt that the Scottish Rite Masons in America are no friends of ours. The 'New Age, is their official publication, and they never miss a chance to sneer at the Church. Catholics may be deceived into thinking that the American Freemasons are harmless, but there still remains a severe law of the Church that forbids any of the faithful to join them. Excommunication is the penalty, and it even forbids the burial of such a person in consecrated ground.

Have you heard these?

Newcomer at resort: "Is this a restful place?"

Native: "Well, it used to be until people started coming here to rest."

A little girl, sitting in church watching a wedding, suddenly exclaimed:

Mummy, has the lady changed her mind?"

"What do you mean?" the mother asked.

"Why," replied the child, "she went up the aisle with one man and came back with another."

With just a trace of sarcasm in his voice, the tiresome attorney ventured to observe: "I sincerely trust that I am not unduly trespassing on the time of this court."

"My friend," returned his honor, "there is a considerable difference between trespassing on time and encroaching upon eternity."

* *

"Are you Donald Vance?" he asked the young man beside the cloak rack in the restaurant.

"No," was the surprised answer.

"Well, I am," came the frosty rejoinder, "and that is his overcoat you are putting on."

* *

Waitress: "Oh, I'm sorry I spilled water all over you."

Patron: "That's perfectly all right, the suit was too large anyway."